Erlebnisse

in den

Tagen der Oktober-Revolution

des

Jahres 1848

Von

Dr. Karl Habit



Wien 1907

Verlag des Herausgebers.


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Erlebnisse

in den

Tagen der Oktober-Revolution

des

Jahres 1848

Von

Dr. Karl Habit



Wien 1907

Verlag des Herausgebers.

Druck von Friedrich Jasper in Wien.

Der 6. Oktober.

Der Tag des Ausbruches der Oktober-Revolution, der 6. Oktober 1848, war ein schöner, milder Herbsttag; am Morgen ein leichter Nebel, später heller, warmer Sonnenschein.

Wie es die letzten Tage des Septembers war und auch die ersten Oktobertage, am frühen Morgen fing wieder das unheimliche Sturmläuten von den Kirchtürmen und das Wirbeln der Alarmtrommeln auf den Straßen an. Ich, als Legionär, Mediziner-Korps, 5. Kompagnie, sogenannte Flögel-Kompagnie, weil unser Hauptmann sich Flögel nannte, hätte mich in meine Legionsuniform stecken und, meine Flinte auf der Achsel, an den Sammelort meiner Kompagnie begeben sollen. Dieser Sammelort war aber in der Alservorstadt, im Allgemeinen Krankenhause, und mein Wohnort in der Jägerzeile (jetzt Praterstraße) im sogenannten Zollner-Hause neben der Johanneskirche. Da die Entfernung groß war, und es mir in letzter Zeit mehrere Male passiert war, daß ich beim Alarmtrommeln pflichteifrig auf meinem Kompagnie-Versammlungsort erschien, dort aber nicht einen Mann der Kompagnie traf, so beschloß ich vorläufig, da mir nicht klar war, was das Sturmläuten und das Alarmtrommeln an diesem Morgen zu bedeuten habe, zuhause zu bleiben. Ich legte mich an unser Vorsprungfenster, beobachtete die Straße, in der es immer etwas zu sehen

gab, um aus den Vorgängen auf derselben zu entnehmen, was die Veranlassung der Erregung sein könnte.

Ich lag nicht lange an dem Fenster, es mochte etwa 8 Uhr sein, als sich auf der Straße Unruhe merklich machte, Stimmengewirr, Geschrei, Gelächter, Gesang hörbar wurde. Dieses Getümmel wurde veranlaßt durch eine große Schar Menschen, welche von dem oberen Teil der Straße, von der Stadt her kommend, gegen den unteren Teil, den Prater, zogen, und an unserem Wohnhause, dem Trottoir folgend, sich vorüber bewegten. Den Kern und die Hauptmasse dieser wüsten Schar bildeten Soldaten, und zwar Grenadiere. Zu ihnen gesellten sich Mitglieder der akademischen Legion, einige Nationalgardisten und Männer in ziviler Kleidung; auch weibliche Personen waren dabei, etliche in feineren Kleidern, andere einfach, wie dienende Mädchen; sogar einige Frauen aus dem Volke, die Säuglinge oder größere Kinder auf dem Arm trugen, wanderten mit. Der Zug hatte etwas von Maskerade an sich: einige Grenadiere hatten Kalabreser als Kopfbedeckung, Legionäre hatten sich Grenadiermützen aufgestülpt; Zivilisten trugen den Grenadieren die schweren Bärenmützen, und die Grenadiere gingen barhaupt daneben; auch die Gewehre und Tornister der Grenadiere wurden von gefälligen Männern aus der Schar getragen. Ein ansehnlicher, insbesondere der militärische Teil der ganzen Schar schien von über den Durst genossenen geistigen Getränken angeheitert zu sein. Es wurde geschrien, gejohlt, gelacht, gesungen. Wäre man der sonderbaren Gesellschaft zu nächtlicher Weile begegnet, würde man geglaubt haben, sie wanderte von einem lustigen Ball nach Hause. Sie schien auch gar keine Eile zu haben, sie bewegte sich in langsamem Tempo und man konnte denken, sie würde jeden Augenblick kehrtmachen. Einzelne

blieben stehen, wie man bei angetrunkenen Menschen öfter beobachtet, sprachen lebhaft gestikulierend mit den Hintermännern, brachten den Zug dadurch noch mehr in Unordnung und setzten dann ihren Weg weiter fort. Viele gingen mit anderen aus der Schar Arm in Arm, ohne Auswahl und in der verschiedensten Mischung. Die ganze Schar machte einen liederlich gemütlichen Eindruck, und man konnte durchaus nicht bemerken, daß es sich um eine ernste Sache handle.

Als der sich nur langsam bewegende Zug verschwunden war, lud mich mein Vater, der als alter Wiener überall dabei sein wollte, und besonders allen Vorgängen, wo Militär beteiligt war, viel Interesse entgegenbrachte, ein, ihn zu begleiten. Er wollte sehen, was vorgehe. Beim Haustor standen noch mehrere Leute, die uns auf eine an sie gestellte Frage die Antwort gaben, daß die Grenadiere, die soeben vorübergegangen, von den Richter-Grenadieren seien (Bataillon Richter), daß selbe nach Ungarn abmarschieren sollten, daß aber die Studenten und viele Nationalgarden sie zurückhalten und ihren Abmarsch verhindern wollten. Auch erfuhren wir, daß sie über den Tabor den Marsch antreten sollten.

Wir machten uns also auf den Weg zum Tabor. Wir bogen bei der Kirche an der Ecke der Roten Sterngasse ein, gingen durch diese, durch ein Stückchen der Glockengasse, und durch die Hafnergasse auf die Taborstraße. Überall bei den Haustoren standen Leute, die laut und lebhaft die Ereignisse besprachen. Einzelne Nationalgarden in Bewaffnung mit Gewehr und Patronentasche begaben sich in eiligen Schritten gegen die Stadt, zu dem Sammelpunkt ihrer Kompagnien.

Als wir an den Punkt kamen, wo die Augartenstraße in die Taborstraße einmündet, füllte diese beiden

Straßen ein langer Zug zwei- und vierspänniger Trainwagen, die gegen die Taborlinie hinausfuhren, denselben Weg, den wir machten. Sie kamen offenbar von der auf der Augartenstraße liegenden Trainkaserne (Fuhrwesenkaserne); sie schienen meist leer zu fahren und sollten wahrscheinlich mit den Truppen nach Ungarn abrücken.

Bei unserem weiteren Weg sahen wir neben den Trainwagen einen Dragoner-Offizier (Chevauleger) in ruhigem Schritt reiten, der, wie es den Anschein hatte, nicht zur Trainkolonne gehörte, sondern nur zufällig aus der am Donaukanale gelegenen Reiterkaserne oder aus der Inneren Stadt kommend, neben diese Kolonne auf seinem Wege geraten war. Dieser ganz gemächlich dahinreitende Offizier schien die auf dem Fußwege neben der Straße stehenden und gehenden Leute, unter denen auch Bewaffnete: Nationalgarden und Legionäre waren, zu irritieren. Die Menge stieß Schimpfworte aus, drängte sich an ihn heran, schien mit ihm anbinden und ihn aufhalten zu wollen. Anfänglich beachtete er die Leute nicht, als es aber auffälliger wurde, die an ihn Herandrängenden ungestümer, wurde ihm, obwohl er die ganze Sache nicht zu verstehen schien, das Drängen und Attackieren unbequem, er setzte sein Pferd in Trab, und als ihm die Menge nacheilte mit Geschrei und drohend erhobenen Waffen und Stöcken, in Karriere, daß er im Nu aus dem Gesichtskreis verschwand. Noch länger hörte man in der Nähe und in der Entfernung den Ruf: »Aufhalten! Aufhalten! Aufhalten!«

Je mehr wir uns der Taborlinie näherten, um so größer wurde die Menschenmenge, welche hinausströmte, meistens Leute in bürgerlicher Kleidung, Neugierige von jedem Alter, Männer und auch weibliche Personen. Wir kamen an dem Gasthause »zum Rehbock«, das an der

rechten Seite der Straße stand, vorbei, und erreichten endlich die Stelle, wo zwei Brücken über das »Kaiserwasser«, einen schmalen Nebenarm der Donau, führten, auch die »ersten Brücken« genannt. Zwischen den beiden Brücken, von denen die eine im geraden Laufe der Straße folgte, und der zweiten, welche weiter flußabwärts lag, der Eisenbahnbrücke der Nordbahn, dehnte sich ein vertieftes Terrain von ansehnlicher Größe aus, das bis ans Ufer des Donauarmes reichte, das ebenso lang war, als die Entfernung der beiden Brücken voneinander betrug, oder so lang, als der Poststraßendamm von dem Bahndamme entfernt lag. Von der Erhöhung vor diesem Platze, welche Erhöhung etwa doppelte Manneshöhe betrug, bis zum Ufer waren beiläufig 80 Schritte. In der Mitte des Ufers zwischen beiden Brücken war im Wasser ein Volksbad, das auch mein Vater mit uns Buben in günstiger Jahreszeit oft besucht hatte. In der Mitte des Platzes stand eine mäßig große Holzhütte, wo die Kasse des Bades war, und die auch zur Aufbewahrung der Badewäsche diente.

Der eben genannte Platz, der Wiesenboden hatte, war, als wir daselbst ankamen und ihn von der Höhe der Umrandung überblickten, gedrängt voll Menschen. Unmittelbar unter der Böschung, wenn man von der Linie hierher kam, standen drei Kanonen mit dazugehörigen Pulverwagen, die Pferde noch angespannt, die Kanonen nicht abgeprotzt, die Kanoniere aber von den Kanonen und den Pferden abgesessen; die Kanonen waren allseitig umstanden von der sonst hier sich drängenden Menschenmasse, meist Neugierigen, aber auch vielleicht von solchen, die nicht bloß die Neugierde hergetrieben hatte, meist Zivilisten, aber auch Nationalgardisten, sogar solche in vollkommener Ausrüstung und Bewaffnung. Die Nicht-

militärs verkehrten mit den Soldaten in Gespräch und Unterhaltung.

Der höhere Teil der Umrandung des beschriebenen Platzes war der Eisenbahndamm. Etwas tiefer lag der Straßendamm und die sich daranschließende Brücke. Die zwei Brücken waren Holzbrücken: die Straßenbrücke ganz roh, daher auch »schlampete Brücke« genannt, mit zwei Abteilungen, eine für den Wagenverkehr, die andere, schmalere, für die Fußgänger. Die Eisenbahnbrücke war etwas höher und solider gebaut.

Der Damm, auf welchen die Straßenbrücke folgte, und die Brücke selbst waren voll Militär, Infanterie, die daselbst ungeordnet ruhte. In der Mitte der Brücke saß hoch zu Roß ein General, durch seine Uniform und den grünen Federbusch kenntlich, und neben ihm, ebenfalls zu Roß, ein anderer höherer Offizier. Die Eisenbahnbrücke war leer, sowie auch der Eisenbahndamm nicht von Leuten besetzt schien. Auf den Eisenbahndamm führte zur Überschreitung des Dammes ein ein paar Fuß breiter, ziemlich steiler Weg. Jenseits des Dammes befanden sich zwischen ansehnlich hohen Bäumen, die diesseits des Dammes sichtbar waren, zerstreute Buschenschenken. Am anderen, am linken Ufer des Kaiserwassers waren teils offen liegende, teils eingeplankte Auen. Von meinem Standpunkte sah man am jenseitigen Ufer auch Militär, wie mir schien, Grenadiere (Richter) und Infanterie. Um noch einen besseren Überblick zu haben, stieg ich den steilen Fußweg auf den Eisenbahndamm hinan; mein Vater, der langsamer stieg, folgte mir. Wie ich oben anlangte, sah ich mich plötzlich und unerwartet Mitgliedern der akademischen Legion, darunter welche von meiner eigenen Kompagnie gegenüber, welche sich unter dem jenseitigen Rande der Böschung mit dem Gewehr oder dem Stutzen in der Hand

aufgestellt hatten. Der erste, den ich sah und der mir schon entgegentrat, als ich zwischen den zwei Gleisen der Bahn ging, war mein damaliger bester Freund und Kollege Josef Spaeth, später Hofrat Professor Spaeth. Er war erstaunt und beinahe wie erschrocken, als er mir entgegen kam. »Was machst du hier?« Ich erwiderte: »Mein Vater«, der inzwischen herangekommen war, »und ich wollten sehen, was es hier gibt.« Nachdem er meinen Vater begrüßt hatte, sagte er: »Hier mußt du dich nicht aufhalten! Es steht Ernstes bevor. Ich rate dir und deinem Vater dringlich, diesen Ort, den Eisenbahndamm, ja die ganze hiesige Örtlichkeit so schnell wie möglich zu verlassen. Kein Augenblick ist sicher. Noch dazu bist du nicht bewaffnet und kannst also nicht mit uns sein.« Wir nahmen uns diese Worte zu Herzen und verabschiedeten uns von Spaeth durch Gruß und Händedruck, und ich rief ihm noch zu: »Schau, daß dir nichts passiert!« — Er machte mit der Hand, in der er den Stutzen trug, den er auch bei Lodrone gegen die Garibaldianer getragen, eine abwehrende Bewegung, und indem er über den jenseitigen Bahnrand zurücktrat, verloren wir ihn aus den Augen. Wir stiegen auf dem schmalen Fußwege wieder vom Bahndamme hinab, drängten uns durch die noch mehr angewachsene Menge, und verließen, die Höhe erklimmend, von der wir bei unserem Kommen herabgestiegen waren, den zwischen der Brücke liegenden abgegrenzten Platz. Oben angekommen, drehte ich mich noch einmal um, mir das Bild, das vor mir lag, betrachtend und für alle folgenden Zeiten einprägend.*)

---

*) Keine weitere Stunde war vergangen, als es zwischen den Gegenüberstehenden zum Kampfe kam. Das Militär zog den kürzeren. General Hugo v. Bredy blieb tot, Oberstleutnant Karl Klein wurde schwer verwundet. Zwei Kanonen wurden von den aka-

Als ich mit meinem Vater wieder innerhalb der Taborlinie war, trennten wir uns; er wandelte durch die Forstmeisterallee nach Hause, ich machte einen Besuch bei meinem Freunde und Sangesbruder Rudolf Panzer, der auch Legionär beim Juristen-Korps war, und den ich gerne in solchen außergewöhnlichen Augenblicken aufsuchte. Er las fleißig Zeitungen und hatte mir schon öfter ein Licht über die Ereignisse, ihre Bedeutung und Folgen aufgesteckt. Ich traf ihn nicht zu Hause und begab mich alsbald auf dem kürzesten Wege, wo ich wieder die Taborstraße kreuzen mußte, heim.

Die Straße war jetzt leerer und Bewaffneten begegnete ich beinahe gar nicht. Als ich von der Taborstraße in die Hafnergasse einbog und von dieser sehr kurzen Gasse in die Glockengasse, von welcher Stelle man einen größeren Teil der oberen Taborstraße bis über den Karmeliterplatz und bis zur Barmherzigenkirche übersehen konnte, warf ich einen Blick in dieser Richtung und bemerkte, was meine Aufmerksamkeit erregte, auf der Mitte der Straße, dort, wo der Karmeliterplatz war, eine Abteilung Kavalleristen, Dragoner, welche ruhig, im Schritt reitend, von der Stadt her kommend gegen die Taborlinie sich bewegten. Wie ich, einen Augenblick stillestehend, diesen Reiterzug beobachtete, begab sich plötzlich etwas Außerordentliches: Blitze leuchteten auf, die Gegend, wo die Dragoner ritten, hüllte sich in Rauch und die Detonation von Gewehrschüssen traf mein Ohr. Auf die Dragoner war von einem auf dem Karmeliterplatze aufgestellten Bataillon Nationalgardisten eine große Anzahl von Schüssen, unerwartet für erstere, ohne daß sie sich dieses Angriffes

---

demischen Legionären erobert, die dritte in die Donau geworfen. Die zersprengten Truppen sammelten sich erst langsam wieder.

versehen hätten, und ohne daß sie eine Veranlassung dazu gegeben hätten, abgegeben worden. Die Wirkung war eine niederschmetternde. Die ganze Schar der Reiter war plötzlich wie von dem Erdboden verschwunden; die Pferde wurden von den überraschten und erschreckten Reitern niedergerissen, einige Pferde und die Reiter derselben waren hingestürzt, der Pulverrauch hüllte auch einige Momente die Stelle ein. Kaum verschwunden, erschienen die Reiter wieder, doch in einer ganz anderen Verfassung: in der schnellsten Gangart der Pferde, ein ungeordneter Haufen, in eiligster Flucht rasten sie dahin in der Richtung, in welcher sie früher sich bewegt hatten. In ein paar Sprüngen war auch ich durch die Hafnergasse auf der Taborstraße, um die Fliehenden an mir vorüberkommen zu sehen. Im Karriere sauste der ungeordnet geballte Trupp vorüber; einige Pferde hatten keine Reiter, die entweder tot oder verwundet*) oder durch den Sturz der Pferde beim Überfall sich von diesen getrennt hatten, einigen Reitern fehlte der Helm und der Säbel, bei allen malte sich der Schreck in den bleichen Mienen. Beinahe so schnell als man das denkt und erzählt, war die wilde Jagd vorübergebraust. Ich selbst, ein bloß Sehender, nicht Beteiligter, war zu Tode erschrocken.

Als ich nach einigen Minuten in unsere Wohnung in der Jägerzeile kam, muß ich noch ganz verstört ausgesehen haben, denn mein Vater fragte mich: »Wie siehst du aus? Du bist ja totenblaß!« Ich erzählte ihm mein Erlebnis, wodurch er wohl begriff, daß diese Szene einen heftigen Eindruck auf mich gemacht haben müsse.

---

*) Der Offizier, welcher die Reiterschar kommandierte, August Abel, Oberleutnant bei den Chevaulegers, erhielt einen Schuß ins Knie, wurde in das Spital der Barmherzigen Brüder gebracht und starb daselbst nach langem Siechtum.

Als wir bald darauf in einer an diesem Tage etwas gedrückten Stimmung unser Mittagmahl einnahmen, hörten wir, zuerst aus der Ferne und unterbrochen, später näher, ununterbrochen, von der Straße her ungewöhnliche Geräusche, als ob viele Leute zugleich sprächen, wir hörten Gelächter, Geschrei, Hochrufen und Rädergerassel, das so eigentümlich der Bewegung von Kanonen anhängt, und wenn man es öfter beobachtet und gehört hat, kaum zu verkennen und mit anderem Wagengerassel zu verwechseln ist. Die Menschenschar, welche auch wirklich, von der Praterseite kommend, auf der Straße erschien, hatte in ihrer Mitte zwei, jede mit einem Paar gewöhnlicher Lastwagenpferde bespannte Kanonen, eben diese, welche die akademische Legion und andere Kämpfer, vom gewöhnlichen Volk unterstützt, im Kampfe bei den Taborbrücken, wo ich etwa zwei Stunden früher die Vorbereitungen gesehen hatte, erobert hatten. Die Masse, einige hundert Menschen, bestand aus den Legionären, die in guter Ordnung neben den Kanonen marschierten, und aus Mitgliedern der Nationalgarde, und wurde umschwärmt von Zivilpersonen, welche die Hüte schwenkten, mit den Taschentüchern winkten, unter freudigem Gelächter ein Hoch um das andere auf die Legion ausbrachten. Auf den Sattelpferden der ersten und der zweiten Kanone, sowie auf den Protzen der Kanonen saßen Legionäre in ihrer Uniform mit den Kalabresern. Besonders fiel der erste Reiter auf, der um Kopf und Gesicht eine weiße, blutdurchtränkte Bandage, die weithin sich auffallend machte, trug. Auf dem Kopfe trug er locker seinen Kalabreser. Auch die auf den Protzen sitzenden Legionäre zeigten verschiedene Bandagierungen; auch diese waren im Kampfe am Tabor verwundete Legionäre. Ein neben den Kanonen schreitender Legionär trug auf seinem hoch und senkrecht getragenen

Gewehre den Hut mit dem grünen Federbusch des auf dem Tabor gefallenen Generals. Besonders diesem und den auf den Kanonen und den die Kanonen ziehenden Pferden sitzenden verwundeten Legionären galten die Hochrufe, und dicht umschwärmten und umsprangen selbe die sich wie toll geberdenden Begleiter. Der Triumphzug mit diesen Kanonen und den anderen Trophäen dürfte wahrscheinlich über die Ferdinandsbrücke in die Innere Stadt zur Aula sich begeben haben. Nach und nach verstummte der Lärm, das Geschrei und das Knarren, Kreischen und und Kettengeklirr der Kanonen.

Einge Zeit hatte die Straße ihre gewöhnliche Physiognomie; gegen 4 Uhr änderte sich wieder das Bild, die Leute, welche auf den Straßen waren, schienen es plötzlich eilig zu haben, gingen nur in der Richtung der Stadt zu, blickten ängstlich und verstohlen um und zurück, verloren sich in den Haustoren; einige Haustore wurden auch geschlossen. Die Straße war endlich, was am hellen Tage selten vorkam, wie in tiefer Nacht vollkommen leer und unheimlich still; das dauerte eine geraume Zeit. Wir wichen unwillkürlich von unseren Aussichtspunkten an den Fenstern zurück und getrauten uns kaum die Köpfe vorzustrecken, um zu sehen, was da wieder kommen würde. Da vernahmen wir endlich gleichmäßige Fußtritte, wie wenn Militär langsam marschiert, und schon sahen wir ganz nahe an den Mauern der Häuser in Form einer Plänklerlinie Infanterie hervorkommen, die Gewehre in der Art tragend, daß sie selbe in jedem Augenblick in Anschlag bringen konnten, wenn etwa von irgendwoher ein Angriff auf sie stattfinden würde. Nach und nach erschienen in der ganzen Straßenbreite Infanteriemassen, in Kompagniebreite, an der Spitze ein General mit seiner Suite; es war das, wie wir später erfuhren, General

Graf Auersperg. Die Soldaten, nach allen Richtungen auf die Häuser und auf die Fenster ausblickend, marschierten langsam, jeden Tritt markierend, unter gleichmäßigem Trommelschlag gegen die Innere Stadt zu. Bei der sonstigen vollkommenen Stille auf der Straße machten die Tausende von auftretenden Beinen eine solche Wirkung, daß das Haus zu zittern und zu beben schien, welches Erzittern sogar des eigene Herz verspürte. Wehe, wenn jetzt aus irgendeinem Hause ein Schuß abgegeben worden wäre, zufällig, oder von einem Leichtsinnigen, oder einem Fanatiker. Keine lebendige Seele wäre aus dem Hause mehr herausgekommen! — Nach dem Vorübermarsch der Infanterie, nachdem schon früher das Gerassel der Kanonen gehört wurde und herangekommen war, zogen ein paar Batterien, drei Kanonen immer in einer Reihe, vorüber, die Artilleristen neben den Kanonen mit brennenden, rauchenden Lunten. Nach den Kanonen kam wieder Infanterie, etwa in gleicher Zahl wie die, welche vor den Kanonen marschiert war. Einen langen Zeitraum sahen wir, soweit wir die Straße von unten nach oben überblicken konnten, dieselbe nur von Soldaten bedeckt. Die Vorübermarschierenden dürften der größere Teil der Wiener Garnison gewesen sein. Den Schluß bildeten ein kleiner Zug Kavallerie und Führer von Handpferden.

Erleichtert atmeten wir auf, als der lange Zug vorüber war, und das Beben des Hauses und des Bodens unter unseren Füßen aufhörte, nur erwarteten wir jetzt, daß sich baldigst Gewehr- und Kanonenfeuer hören lassen würde, wenn das Militär den Versuch unternehmen sollte, in die Stadt einzudringen. Wir horchten aber ververgebens auf; auch nach einer Viertel- und halben Stunde blieb alles still; kein einziger Schuß ertönte. Wir erfuhren auch später, daß das Militär nicht auf die Innere Stadt

losmarschiert sei, sondern bei der Schmidgasse (jetzt Asperngasse) links abschwenkte und in den Schwarzenbergpark und in das Belvedere marschierte, woselbst es Lager bezog.

Gegen Abend zeigte sich in den Straßen das gewöhnliche Leben. Die folgende Nacht, in der ohnehin die Wirkungen auf unser Gemüt durch die Ereignisse des verflossenen Tages noch nachzitterten, brachte keine Ruhe. Wir hörten zeitweise Kanonenschüsse und noch mehr Gewehrfeuer aus der Inneren Stadt. Von den Türmen derselben tönten stundenlang die Sturmglocken, ja sogar brausende Unruhe und Geschrei drang in der Nachtstille von dort an unser lauschendes Ohr. Erst gegen Morgen wurde es stiller.

7. und 8. Oktober.

Die nächsten Tage, 7. und 8. Oktober, benützte ich, um mich in der Inneren Stadt, auf der Hohen Brücke, in der Renngasse und im kaiserlichen Zeughause umzusehen, wo die Kämpfe zum Zweck der Eroberung des Zeughauses am 6. und 7. stattgefunden hatten. Die ganze Gegend zeigte noch die Spuren des Kampfes. Auf der Brücke stand noch eine einzelne Kanone, ohne Protze, ohne Wache, gegen das Zeughaus gerichtet. Getrocknete Blutlachen waren um die Kanone, auf den Pflastersteinen und auf Strohhaufen, die herumlagen, zu sehen. Die Häuser zeigten reichlich Kugelspuren, die meisten Fensterscheiben waren zertrümmert, die zahlreichsten Kugelspuren zeigte die Mauerwand und das Tor des kaiserlichen Zeughauses, das sich dem Ende der Wipplingerstraße gegenüber befand. Im Volke ging die Sage, daß eine Statue der heiligen Maria, die, mit Blumen geschmückt, über

dem Tore in eine Mauernische eingefügt und hinter Glas gestellt war, von keiner Kugel getroffen worden sein soll. Selbst konnte ich mich nicht davon überzeugen.

Im Zeughaus ging es lebhaft zu. Viele Hunderte von Menschen schwirrten in den Waffensälen hin und her, und jeder, dem es beliebte, eignete sich Waffen: Gewehre, Säbel, Lanzen und auch andere daselbst aufgespeicherte Dinge von historischem Werte, und ausgestellte Kriegstrophäen an.

* * *

Nachdem das Militär die Stadt verlassen, und vorläufig im Schwarzenberggarten und in dem Belvedere, das mit demselben durch eine Bresche verbunden war, ein Lager errichtet und bezogen hatte, war es eigentlich ganz friedlich, und die aufrührerische Bewegung schien wie erstorben, nur meinte man, daß dem Frieden nicht zu trauen sei, und versah sich von Tag zu Tag eines Angriffes auf die Stadt. Es wurden auch zur Abwehr des Angriffes, zur Verteidigung Vorbereitungen getroffen. Die großen Stadttore waren versperrt, der Einlaß auch durch die kleinen nur mit Auswahl gestattet. Ich trug die Legionsuniform und fand aus- und eingehend kein Hindernis. In der Nacht wurden die Basteien stark besetzt, um einen etwaigen Überfall abzuwehren, obwohl es sehr unwahrscheinlich war, daß die Truppen mit Flintenschüssen und mit dem Bajonett die Stadtmauern angreifen würden oder gar mit Sturmleitern die Basteien zu ersteigen versuchen würden. Ohne daß eine Beschießung, ja eine Art Belagerung vorausginge, war die Stadt nicht einzunehmen, und man nahm sich also unnötig die Mühe, in der Nacht die Mauern besetzt zu halten.

Auch ich brachte während der Zeit, als das Militär im Schwarzenberggarten und im Belvedere lagerte, eine

Nacht auf der Biberbastei mit meiner Flinte bewaffnet zu. Ich muß aber eingestehen, daß ich einen sehr schlechten Verteidiger abgegeben hätte, da ich wohl meine Flinte hatte, aber keine Patronen, und mir auch, als ich meinen Posten auf der Bastei bezog, ganz unbekannt war, wo ich mir solche, namentlich solche für meine Flinte, verschaffen könnte. Zudem fürchtete ich mich vor meiner scharfgeladenen Flinte. Einmal hatte ich sie auf einem Schießstand auf der Schmelz zum Scheibenschießen benützt und eine geschwollene Wange und arge Kopfschmerzen nach ein paar Versuchsschüssen nach Hause getragen. Die Flinte, eine alte, schwere Vorderladermuskete mit Feuersteinschloß, die übrigens damals auch noch bei dem größten Teil der Armee, den Grenadieren und der Infanterie, im Gebrauche war, machte mit mir, was sie wollte. Wenn ich losdrückte, flog der Lauf in die Höhe und die Kugel ging durch das Vordach des Schießstandes. Daß nicht meine Ungeschicklichkeit und Ängstlichkeit an dem Nichtbändigen der Muskete schuld war, habe ich dadurch bewiesen, daß, als mir bei derselben Gelegenheit mein Freund Spaeth seinen Jägerstutzen, ein viel leichter zu handhabendes und sicheres, mit Kapselschloß versehenes Gewehr, zu einem Schusse lieh, ich bei dem ersten und einzigen Schuß ins Schwarze traf.

Bei dieser Nachtwache auf der Bastei war ich mit meinem Freunde Panzer zu zweit. Wir bemerkten bald, daß eigentlich nichts zu bewachen sei, und kein Angriff des Militärs zu erwarten. Auf der Biberbastei — jetzt Stubenring — befand sich damals, wie in der Jetztzeit, die Wiener Hauptpost. Da standen viele Postwagen für die Brief- und Fahrpost, darunter große, sehr bequeme, vollkommen zu schließende Wagen zur Passagierbeförderung; diese Wagen luden uns in der kühlen Oktobernacht freund-

lichst ein, in ihnen die nötige Ruhe und Schutz vor der Nachtluft zu suchen. Wir bestiegen ohne Umstände und ohne irgendwie gehindert zu sein, einen solchen Wagen, nahmen das Gewehr zwischen die Beine, und gaben uns dem Schlummer hin. Als wir schon ein paar Stunden ganz weltvergessen und friedlich geruht hatten, krachte plötzlich ein Schuß. Wir taumelten in die Höhe, faßten unser Gewehr und stürmten aus dem Wagen hinaus. Die wachehaltenden Legionäre sammelten sich, lugten, so viel es die Finsterniß und die damals schlechte Straßenbeleuchtung erlaubte, nach allen Seiten aus, ohne daß sie eine Bewegung bemerkten, ein Geräusch hörten, oder sich gar eine Angreiferschar zeigte. Vermutlich hatte sich bei einem der Wachehaltenden zufällig oder beim Spielen mit dem Gewehre dasselbe entladen, was die Wachmannschaft alarmiert hatte. Derjenige, dem der Zufall passiert war, hat sich wohlweislich nicht gemeldet, und eine genauere weitere Untersuchung hat nicht stattgefunden. Nach einer Weile bestiegen wir, Panzer und ich, wieder den Postwagen, und schliefen den übrigen Teil der Nacht ganz prächtig. Am Morgen marschierten wir in etwas übernächtigem Zustand und vor Frost klappernd, ohne bei unserer Nachtwache Lorbeeren geerntet zu haben, nach Hause. Diese Wache war auch meine einzige kriegerische Tat und Leistung während der ganzen Oktober-Revolution.

Als um Mitte Oktober General Auersperg mit dem Militär beinahe fluchtartig, wie es hieß, den Schwarzenberggarten und das Belvedere mit Zurücklassung der Bagage der Offiziere und der Mannschaft verließ, war auf den Basteien eine Sonderbewachung schon gar nicht mehr notwendig. Die Revolution war im Besitze des ganzen Stadtgebietes, und wenn nicht noch eine fried-

liche Vermittlung versucht wurde, deren Einfluß und Wirksamkeit eine sehr unwahrscheinliche war, so mußte eine regelmäßige Einnahme der Stadt mit Beschießung und Erstürmung eingeleitet werden, um die Revolution zu besiegen.

Für mich war der Augenblick gekommen, einen Entschluß zu fassen; entweder mich, als Mitglied der akademischen Legion, in die Reihen der Kämpfer für den Sieg der Revolution zu stellen und die Verteidigung der Stadt mitzumachen, oder insgeheim die Stadt zu verlassen. Mich während der Dauer der Revolution in der Stadt zu verbergen, zu verstecken, war schwierig und bedenklich, auch nicht ungefährlich. Es war voraussichtlich, daß alle waffenfähigen jungen und auch älteren Männer, vor allem diejenigen, welche, in die akademische Legion oder in die Nationalgarde eingereiht, schon im Besitze von Waffen waren, von der Leitung der Stadtverteidignng die Aufforderung erhalten würden, ihrer Pflicht bei den Korps, denen sie angehörten, nachzukommen. Es war die Gefahr, mit mehr weniger Gewalt gezwungen zu werden, wenn man nicht gutwillig sich zur Verfügung stellte. Die Diskussion war in der Familie sehr lebhaft. Mein Vater als k. k. Beamter, er war Rechnungsrat, stand der Revolution, einem Kampfe mit der k. k. Armee, feindlich gegenüber; er war durch und durch schwarzgelb. Schon die Märztage und Maitage hatten seinen Unmut in hohem Grade erregt, und erst diese Oktoberbewegung, die mit der Ermordung Latours, des Kriegsministers, eines k. k. Generals, begonnen hatte; welche den Kaiser genötigt hatte, von Wien zu fliehen; welche meines Vaters geliebter, im Herzen gehegten österreichischen Armee eine Niederlage, wie er sich ausdrückte, durch zusammengelaufenes Lumpengesindel beigebracht hatte. Er suchte

mich mit Einsatz seiner ganzen väterlichen Liebe und Gewalt abzuhalten, an dem Kampfe teilzunehmen.

Wichtiger und ausschlaggebend war für mich, daß ich selbst für die Revolution nicht begeistert war. Die politische Veranlassung ließ mich kalt. Die Vorgänge am Beginn der Revolution: Verleitung der Soldaten zum Eidbruch, Mord, Plünderung, stießen mich ab, empörten mein Inneres. Ich hatte auch nicht den geringsten Glauben an den Sieg der Revolution. Was ich bis dahin davon gesehen, ließ mich nur ein baldiges, schmähliches und trauriges Ende derselben erwarten. Ich war auch der festen Meinung, daß der größte und nicht der schlechteste Teil der Wiener so fühlte und dachte wie ich. Auch der Gedanke, daß wir durch unsere Revolution die ungarische Revolution begünstigen und unterstützen sollten, gefiel mir nicht. Was Ungarn wollte, war für mich, dem ein großes, mächtiges, einiges Österreich vorschwebte, um keinen Preis zu gewähren.

Da bot sich unerwartet ein Ausweg dar, der mir erlaubte, in Wien zu bleiben, und sogar im Hause der Eltern, und der mir doch gestattete, meine Pflicht als Legionär, als ein zu den Kämpfern Gehöriger, ohne die Waffen gebrauchen zu müssen, zu erfüllen.

Mein Vater hatte in Erfahrung gebracht, daß ein in der Jägerzeile praktizierender Arzt, Dr. Bloch, der Operateur an einer Wiener Klinik gewesen, also in der Chirurgie zu Hause war — später hatte er die Bandwurmkuren zu seiner Spezialität gemacht und sich damit ein großes Renommee und eine gute ärztliche Praxis erworben — die Leitung eines Notspitales, welches in der Pfarrverweserswohnung der Johanneskirche in der Jägerzeile errichtet werden sollte, übernehmen würde. Ohne früher mit mir zu sprechen, suchte mein

Vater Dr. Bloch auf und trug ihm seine Bitte vor, mich als Assistenzarzt in dieses Notspital aufnehmen zu wollen, wo ich doch mit gutem Willen, wenn auch mit meinen Studien noch nicht zu Ende, unter sachverständiger und bewährter Anleitung als Hilfsarzt gute Dienste leisten konnte. Dr. Bloch gewährte, da bis dahin für das Spital keine Assistenzärzte angeworben waren, mit Bereitwilligkeit die Bitte meines Vaters.

Dr. Bloch machte mich mit dem Spital und den Räumlichkeiten desselben bekannt. Zur Einrichtung des Spitales wäre noch vieles nötig gewesen, und dasselbe war kaum mit dem Allerwichtigsten versehen. Vor allem fehlte Geld, mit dem man sich ja verschaffen kann, was ein Spital braucht. Woher das Geld nehmen?

Dr. Bloch faßte den Plan, den er in meiner Begleitung ausführen wollte, in eigener Person eine Sammlung zu veranstalten, indem wir von Haus zu Haus, von Wohnung zu Wohnung gehen wollten, milde Gaben für die Einrichtung des Notspitales zu erbitten. Ich erhielt den Titel Kassier und eine mit einem kleinen Schloß versehene Sparbüchse in die Hand, und so begannen wir unseren Bittgang.

Da die besseren, die gutsituierten Leute, von denen wir reichere Gaben hätten erwarten können, die Stadt größtenteils verlassen hatten, waren unsere Einnahmen sehr gering. Wenn hie und da ein Gulden oder ein Zwanziger, selten höhere Beträge gegeben wurden, waren wir schon ganz beglückt. Meist kam in unsere Sparbüchse nur kleine Münze, und die ärmeren Leute, die im Augenblick, bei der Stockung in jedem Geschäfte, ohne jeden Verdienst waren, verlangten, statt zu geben, von uns Gaben.

Bei unseren Gängen fehlte es nicht an kleinen, pikanten und tragikomischen Abenteuern.

So kamen wir einmal zu zwei in der Mitte der Jägerzeile gegenüber dem Leopoldstädter Theater in einem ersten Stocke wohnenden Damen, die man sonst den größten Teil des Tages in auffallender Toilette im Fenster liegen sah, um von dort aus Männer zu locken, ihnen Liebesbesuche zu machen. Die eine derselben war, da sie schon lange im selben Hause und Stockwerke wohnte, eine sehr bekannte Person, und dadurch, daß sie an einem so auffallenden Platze für alle Welt sichtbar war, eine gewohnte Erscheinung und wurde von den Leuten die Juden-Fanni genannt. Sie war ein nicht übles, etwas gewichtiges Frauenzimmer. Ihre Kameradin wechselte öfter und die derzeitige war weniger auffällig und weniger lange gesehen. Wir kamen also zu diesen Damen, an die weder Dr. Bloch noch weniger ich beim Betreten der Wohnung gedacht hatten, und Dr. Bloch trug ihnen unser Anliegen vor. Sie entschuldigten sich bescheiden, daß sie im Augenblicke sehr arm und von der Herrenwelt vernachlässigt und gemieden seien, und uns keine Gaben gewähren könnten. Dr. Bloch sagte scherzend: »So bekomme ich doch wenigstens einen Kuß!« der ihm auch nicht verweigert und in aller Zartheit verabfolgt wurde. Den Scherz fortsetzend, sagte er: »Und der Herr Kassier« — das war ich — »bekommt der keinen?« Ich spielte den spröden Jüngling und sagte schnippisch: »O, ich danke!« Worauf wir unter hellem Gelächter der Damen, in das Dr. Bloch einstimmte, die Wohnung verließen.

Kurze Zeit darauf, in einem anderen Falle, kamen wir in einem alten Hause mit finsterer Stiege und engen Korridoren an eine Wohnungstür, wo wir bescheiden die Glocke zogen. Bei dem Schalle der Glocke erhob sich nahe der Türe heftiges Hundegebell. Die Wohnungen, wo uns Hunde empfingen, was öfter bei unseren Bettelgängen

vorkam, waren uns nicht sympathisch. Die Tür öffnete uns ein älterer Herr, der uns mit unfreundlichen Blicken musterte. Er war mittlerer Größe, hatte dünne, etwas krumme Beine, wie sie alte Kavalleristen oft haben, ein Bäuchlein machte seine Bewegungen schwerfällig, sein Kopf zeigte eine Glatze, und seine borstigen grauen Haare waren wie zwei vortretende Flammen an den Schläfen nach vorne gekämmt und dort wie angeklebt. Sein Gesicht zeigte eine unreine Haut, die Nase war gerötet, die Augen tränten. Seine Kleider waren abgetragen, an den Füßen hatte er farbige Pantoffeln. Auf der Nase hatte er eine metallene Brille, die er bei unserem Eintritte nach der Stirne hinaufschob. Im Munde hatte er eine lange Pfeife, in der Hand ein Zeitungsblatt, in welchem er eben schmauchend gelesen hatte. Er war ganz das Bild eines alten Militärs, eines Hauptmannes i. P. oder höchstens eines Majors i. P., der von der Pike auf gedient und wahrscheinlich die Befreiungskriege noch mitgemacht hatte. Als wir ihm unsere Bitte vorgebracht hatten, wurde er purpurrot im Gesicht, schob die Brille noch weiter auf die Stirne hinauf, legte Pfeife und Zeitungsblatt auf einen vor einem Schlafdiwan stehenden Tisch und schrie uns mit Stentorstimme an: »Was wollt ihr? Soll ich die Hundspeitsche holen? Hinaus! Sogleich hinaus!« Diesen Bombenworten schloß sich sein alter Pinscher mit wütendem Gekläffe an. Wir waren nicht wenig erschrocken, und räumten, rückwärts gehend, und den Hund, der unseren Beinen immer näher kam, nicht aus den Augen lassend, das Feld. Nachdem wir über die finstere Stiege mit ihren ausgetretenen Stufen in Eile hinuntergestolpert waren, kamen wir erst im Tageslicht und im Freien wieder recht zu uns. Als wir vor dem Tore standen, sahen wir uns gegenseitig an und lachten aus vollem Halse über dieses unerwartete Abenteuer.

Mehrere ähnliche Auftritte machten wir bei diesen unseren Bettelgängen mit. Wir setzten sie auch wegen Unergiebigkeit der Einnahmen nicht lange fort.

Bis 23. Oktober war die Situation in der Region, in welcher ich mich bewegte, eine nahezu friedliche, man könnte sagen ruhige, da sogar das ewige Lärmtrommelschlagen und Sturmläuten seltener geworden war. Von dem genannten Tage an hörte man von Zeit zu Zeit aus weiter Ferne Gewehrfeuer und einzelne Kanonenschüsse. In der Brigittenau, am Tabor, bei der Nußdorfer Linie soll es zu Zusammenstößen mit dem Militär gekommen sein.

Ich machte öfter Rundgänge, um mir die Vorbereitungen zur Verteidigung näher zu besichtigen, so die große Sternbarrikade am Praterstern beim Ausgang der Jägerzeile. Es laufen von diesem Punkte, eben von dem Ende der Jägerzeile, wie die Strahlen eines Sternes, sechs Straßen aus, und hier war eine große Barrikade erbaut, welche die Sternbarrikade genannt wurde. Dieselbe war aus Granitpflastersteinen errichtet und hatte von außen einen Erdanwurf. Sie hatte eine gegen die von ihr ausstrahlenden Straßen einen Kreisabschnitt bildende, vorgebauchte Form und an ihrem oberen Rande sechs Einschnitte für die Mündungen von sechs Kanonen, die, da die Barrikade, wie gesagt, eine Kreisbogenform hatte, nach verschiedenen Richtungen ihre Ladungen abgeben konnten. Auch die Stadtgutgasse, die erste Gasse, welche sich links an die Jägerzeile anschloß, hatte an ihrem Ende, gegen den Praterstern zu, eine mächtige Barrikade, von welcher die Angreifer der Sternbarrikade in der rechten Flanke gefaßt und beschossen und daher von dieser Barrikade abgehalten werden konnten. Dieselbe war von einer Schar Grazer Legionäre besetzt,

mit denen ich bei meinem Besuche der Barrikade eine sehr heitere, gemütliche Unterredung hatte.

Den 26. Oktober hatte endlich das Militär die Einschließung der Stadt vollendet und mit einer Beschießung wurde der Angriff eingeleitet. Die Antwort auf diesen Angriff gaben auch zumeist die Verteidigungskanonen.

Das Militär hatte seine Kanonen auf dem Eisenbahndamme der Nordbahn in Batterie gebracht, von wo bei Hochschüssen ein großer Teil der Leopoldstadt beschossen werden, und von wo bei Flachschüssen die Sternbarrikade aus großer Nähe zum Zielpunkt gewählt werden konnte.

Da wir an diesem Tage noch wenige Verwundete in unserem Spitale hatten, brachte ich den größten Teil der Zeit im Verlaufe desselben in der Wohnung meiner Eltern zu, die, wie ich schon früher sagte, in dem sogenannten Zollner-Hause, Nr. 415 in der Jägerzeile (jetzt Praterstraße Nr. 47), wohnten. Das Haus folgte in der Straßenzeile auf die Johanneskirche, durch die Roten Sterngasse von derselben getrennt, und war ein Eckhaus, die Hauptfront in der Jägerzeile, die kürzere Front in der Roten Sterngasse. Dieses Haus lag so, daß es im Mittelpunkte der Ereignisse vom 26. Oktober und noch mehr vom 28., dem Tag der Katastrophe der ganzen Revolution, sich befand. Es gab den besten Posten für die Beobachtung der Ereignisse ab, sowie ich auch einzelne der bewegten Szenen des 6. Oktober vom ihm aus betrachtet hatte.

Die Johanneskirche liegt an der linken Seite der Jägerzeile, ohne in die Straße vorzutreten, beiläufig in der Mitte dieser Straße und steht mit dem an den hinteren Teil der Kirche angebauten Pfarrhause ganz frei. Vor

der Kirche ist eine Gasse, damals Pfarrhausgasse genannt, jetzt Nepomukgasse, in welcher der Eingang in die Pfarrerwohnung, also auch in unser Notspital sich befand. Auf der anderen Seite der Kirche, auf der rechten Seite, wenn man ihr gegenübersteht, war die Roten Sterngasse, von einem Gasthause in der Gasse, welches den Schild »zum Roten Stern« trug, so genannt. Am Beginne dieser Gasse an der Jägerzeile ist dieselbe etwas breiter als im weiteren Verlaufe, so daß daselbst eine Art Platz entsteht. Hinter der Kirche samt dem Pfarrhause verläuft eine Gasse, Weintraubengasse genannt, welche an der linken Seite der Sterngasse ihren Anfang nimmt und weiter oben beim Leopoldstädter Theater (Carl-Theater) in der Jägerzeile endet.

Das große Zollner-Haus hatte zwei Stockwerke — jetzt hat es deren drei, da nach dem Jahre 1848 ein drittes Stockwerk aufgesetzt wurde. Das Haus hatte drei Stiegen, die Hauptstiege unter dem Toreingange, die zwei anderen im Hofe. Die Wohnung meiner Eltern war auf der ersten Stiege im zweiten Stocke, unmittelbar über dem Haustore. Wir hatten daselbst drei Zimmer auf die Straße, jedes mit zwei Fenstern, also sechs Fenster in der Mitte des Hauses auf die Straße. Dazu kam noch ein Vorzimmer und eine geräumige Küche mit zwei Fenstern hinten hinaus auf den Hof. Im Hofe stand nur ein niedriges Gebäude ohne Stockwerk. In der linken hinteren Seite des Hofes war das Haus durch eine massive Mauer von dem Garten des Nachbarhauses, das damals meinem Großvater gehörte, getrennt. Von den hinteren Räumen unserer Wohnung hatte man einen freien Ausblick auf Gärten, meist Küchengärten, Holzlagerstätten usw. Gerade gegenüber lag das imposante Vergnügungs-Etablissement Odeon.

Den 26. Oktober, um 9 Uhr morgens, hörten wir den ersten Kanonenschuß, der vom Militär abgegeben wurde. Wir hörten ihn mit Herzklopfen. Es wurde Ernst. Die weiteren Schüsse erfolgten zuerst in längeren Zwischenpausen. Zur selben Zeit kamen von der Stadt heranmarschiert die Verteidiger. Ohne Trommeln, ohne Pfeifen, ohne Trompeten, ohne Kommandanten, man könnte sagen, ohne Offiziere, ohne kennbare Chargen erschienen Reihen, welche die ganze Breite der Jägerzeile, einer sehr breiten Straße, einnahmen. Die Reihen waren nicht geschlossen, sondern zwischen je zwei Mann so viel Zwischenraum, daß dort noch zwei Mann Platz gefunden hätten. Die Reihen folgten sich so, daß eine von der anderen zehn bis zwanzig Schritte abstand. So kamen viele Reihen nacheinander, die gegen den Ausgang der Jägerzeile, dort, wo der Angreifer war, woher die Kugeln kamen, marschierten. Die Reihen zeigten gemischte Zusammensetzung: an den Flügeln gingen — man bewegte sich aber nicht in regelmäßigem Marschschritt — Mitglieder der akademischen Legion, in den Reihen waren einzelne Nationalgardisten eingestreut, zumeist bestanden sie aber aus Mobilgardisten, die keine eigentliche Uniform trugen, von denen die meisten weiche, lichte Hüte mit Federn und Kokarden trugen und Einzelne Schärpen hatten. Die Bewaffnung bestand aus Flinte mit Bajonett und die zur Flinte gehörige Patronentasche.

Diese in beschriebener Weise heranrückende Armee machte einen komischen Eindruck. Man glaubte eine große Anzahl Schuljungen auf einem freien Platze oder auf einer Wiese Soldaten spielen zu sehen, so unmilitärisch, so unkriegsmäßig nahm sich die ganze Anordnung aus. Sogar ich als Nichtmilitär konnte den Zweck dieses sonderbaren Aufmarsches, dieser sinnlosen Schlachtordnung nicht

begreifen. Diese Ordnung des Anmarsches wurde auch nur ganz kurze Zeit eingehalten. Eine vom Militär über die Dächer hereingesendete Kugel traf eine Ecke des Turmes der Johanniskirche und riß ein mächtiges Stück Mauerwerk herab, welches in größeren und kleineren Trümmern und Stücken in und zwischen die Reihen der Anrückenden herabstürzte. Ein Wanken kam in die Reihen, sie wellten sich, sie schlängelten sich, sie rollten sich auf; der eine Kämpfer lief nach der Seite, einer vorwärts, ein anderer rückwärts. Instinktmäßig bildeten sie an der Seite der Straße Massen, wo eine Häuserwand vor den von oben kommenden Kugeln sicherte. Die Unordnung nahm noch zu, als neuerlich eine Kugel hereinkam, welche die Mauer des gegenüber der Kirche liegenden Engl-Hauses traf, einige massive Fenstergitterstangen, welche gegen die Straße vorragten, gleichwie mit einem Rasiermesser geschnitten, durchriß und endlich in einer Mauerhervorragung stecken blieb, aus der sie wuchtige Stücke herausbrach und umherschleuderte. Um die neue, wie es schien, erst erfundene Schlachtordnung war es für immer geschehen. Die gewarnten Kämpfer wagten sich gegen die Mitte der Straße nicht mehr hervor. Viele zogen es vor, unter die Haustore zu treten und dort zu verschwinden.

Die Kanonen setzten inzwischen ihre Arbeit fort. Auch in unserer Wohnung in den rückwärtigen Räumen war es nicht sicher, daß uns eine von der Nordbahn abgefeuerte Kugel einen unerwünschten Besuch mache. Ich kam darauf, als ich eine Weile durch ein Küchenfenster über den Hof hinaus Umschau hielt. Einige hundert Schritte von unserem Haus in der Gasse, wo der Eingang zum Odeon lag, Fuhrmannsgasse (jetzt Zirkusgasse), stand ein zweistöckiges Haus, das die Hausfront in dieser Gasse hatte, von welcher gegen den geräumigen Hof jeder-

seits ein Trakt abging, der aber nur die halbe Tiefe wie die Hauptfront hatte. Da an diese Seitentrakte noch kein Haus angebaut war, sah man von uns die hintere geweißte Wand des uns näheren Seitentraktes vom Dachfirst bis zur Erde herunter. Als ich einen Augenblick bei dem Durchblick unseres Küchenfensters diese geweißte Wand betrachtete, entstand an ihr, indem eine Staubwolke aufflog, eine Bewegung, und indem Ziegel und Mauerwerk herausflogen, ein großes Loch, welches durch eine durchschlagende Kanonenkugel, die durch das gegen den Hof liegende Dach und den Dachboden gegangen, und die geweißte Wand von innen getroffen hatte, herausfuhr. Der Widerstand im Dach und das Durchschlagen dieser Ziegelwand hatten die Kraft der Kugel wohl geschwächt, die Richtung ihres weiteren Fluges auch so geändert, daß sie hinter dieser geweißten Wand in eine hochaufgeschichtete Masse von Binderholz, von Faßdauben, die in einem eingeplankten Raume, dort, wo jetzt der Zirkus Renz steht, dicht bei einander standen, noch mit solch einer Gewalt fuhr, daß eine solche in Zylinderform aufgebaute Masse in Bewegung kam, in sich zusammenstürzte, wobei ein halbes Dutzend dieser Faßdauben höher als das Haus, durch welches die Kugel gegangen war, gegen Himmel geschleudert wurden. Die ganze Erscheinung, die wohl nur ein paar Sekunden gedauert, war so eigentümlich und auffallend, daß sie nicht zu übersehen war. Wäre das Geschütz, aus dem diese Kugel abgefeuert worden war, nur einen unbedeutenden Winkel mehr nach links gerichtet gewesen, so hätte sie unser Haus treffen und unserer Küche oder unserem Vorzimmer einen zerstörenden Besuch machen können. Ich entfernte auch alle Leute aus den Hinterräumen, und die Familie hielt sich von da an den ganzen Tag in den Vorderräumen auf.

Das mit Kanonenkugeln geführte Frag- und Antwortspiel hielt über den Mittag hinaus, bis zum Abend an. Nur wurden die Antworten von der Sternbarrikade aus immer kürzer, immer einsilbiger. Nach kürzeren oder längeren Pausen wurden von dem Militär jedesmal sechs Schüsse gegen die Sternbarrikade abgegeben; die Hochschüsse waren schon am Vormittag aufgegeben worden. Als Erwiderung auf die sechs Schüsse kamen von der Sternbarrikade ebenfalls sechs Schüsse, nur nicht ganz so manöverartig regelmäßig. Der Nachmittag brachte aber eine Änderung in dieser Ordnung, die mit der vorrückenden Zeit immer auffallender wurde. Erst kamen auf sechs Schüsse von draußen fünf, dann vier, dann drei, endlich gar nur zwei, und ganz am Ende sogar nur einer. Es bereitete uns, den Horchenden und Zählenden, eine Beängstigung. Wir konnten die Ursache nicht wissen, und nur Vermutungen darüber anstellen. Wurden die Kanonen der Verteidiger demontiert? War die Bedienungsmannschaft weggeschossen? Ging die Munition aus? — Jedes einzelne war ungünstig und für den weiteren Verlauf böse.

Es kam der Moment, wo auch der einzige Antwortschuß auf die sechs Schüsse von draußen ausblieb. Da erhob sich ein Brausen, das wir in unserem verdunkelten Zimmer mit Entsetzen hörten: wir beobachteten nämlich, ohne Kerzen anzuzünden, um das, was draußen vorging, besser sehen zu können. Das Brausen wurde immer lauter, wie ein Sturm am Beginne eines Gewitters, Wagengerassel, Pferdegetrappel, laut auftappende Schritte, wie von einer großen, auf dem hallenden Pflaster in hastigster Eile laufenden Menschenmenge wurden hörbar, und wir sahen auch bald, wie alle Verteidiger, das Vorrücken, den Sturm des Militärs befürchtend, von einer Panik erfaßt, in wilder, drängender Flucht von der Sternbarrikade weg

gegen die Stadt zu rasten, Munitionswagen voraus, Kanonenprotzen ohne Kanonen, von Menschen besetzt, hinterdrein, und alle Verteidiger in einem wirren Haufen: Legionäre, Nationalgardisten, Mobilgardisten, für diese in größter Schnelligkeit dahinstürmende Schar gab es keinen Halt, und die Bewaffneten, die noch im oberen Teile der Jägerzeile, mit dem guten Willen, die Verteidigung fortzusetzen, getroffen wurden, gegen ihren Willen wurden sie mitgerissen, daß nicht ein Mann zurückblieb. Das Ziel dieser Fliehenden war jedenfalls die durch ihre Mauern und festen Tore geschützte Innere Stadt.

Diese wilde Jagd vor unseren Augen hatte kaum Minuten gedauert und hatte unbeschreibliche Gefühle in uns hervorgerufen. Einesteils ein Gefühl der Befreiung, daß der mörderische Kampf nun vorüber, der Anfang des Endes da sei. Anderseits überrieselte uns ein Grauen, das uns zittern machte. Was wird jetzt geschehen? Das Militär wird hereinmaschieren; zu kämpfen gab es hier, in der Jägerzeile wenigstens, nichts mehr. Was wird aber bei der Besetzung mit uns geschehen? Werden wir mit Kugeln, Bajonetten, Gewehrkolben Bekanntschaft machen, wenn die wütenden, rohen, gewiß aufgehetzten Soldaten eindringen? Ich konnte leicht der Gefahr entrinnen, ich brauchte mich nur in mein einige Schritte ab liegendes Spital zu begeben, wo ich ziemlich sicher war. Ich wollte aber meine Eltern in dem Augenblicke nicht verlassen: meinen ängstlichen Vater, meine zitternde, in Todesangst bebende Mutter, die sich in der Wohnung doch noch am sichersten fühlten, da die Straße beim Eindringen des Militärs ihre Gefahren hatte. Auch wußten sie nicht in welcher Richtung, wohin, zu wem.

Zum Glück, oder auch vielleicht nicht zum Glück, kam es anders als wir erwartet und gefürchtet hatten.

Die Zeit der Panik, der Flucht war beiläufig 6 Uhr gewesen. Wir sahen uns, ängstlich, entfernt vom Fenster stehend, so weit, daß wir noch einen Blick hinauswerfen konnten, beinahe die Augen aus, um auf der Straße Soldaten zu entdecken; wir horchten mit gespannter Aufmerksamkeit, ob wir nicht Marschtritte, Waffengeklirr hören könnten. Unbegreiflich! — Unerhört! — Ganze Regimenter hätten, ohne einen Mann zu verlieren, in die Jägerzeile eindringen, ja ruhig hereinmarschieren und bis an die Ferdinandsbrücke sich ausbreiten und festsetzen können. Es wurde $^1/_4$7 Uhr, — kein Mensch war zu sehen, kein Laut war zu hören, nur das Prasseln und Flammenkeuchen der am Ende der Jägerzeile brennenden, von dem Militär in Brand geschossenen Häuser nahmen wir wahr. — Es wurde 7 Uhr, es wurde $^1/_2$8, endlich 8 Uhr. Immer noch die Straße leer, — kein Soldat zu sehen. Lautlose Stille! Wir konnten es nicht ausdenken, nicht verstehen, nicht glauben.

Es konnte gegen 8 Uhr sein, als am oberen Teile der Jägerzeile, von der Stadt her kommend, Menschen, Männer in Waffen sichtbar wurden, einzelne, nahe an den Mauern sich fortbewegend, schleichend, langsam, vorsichtig, dann wieder umkehrten und denselben Weg zurückgingen. Wieder erschienen einzelne, die schon weiter gingen und auch wieder zurückkehrten. Man konnte glauben, es seien Kundschafter — und das waren sie auch. Als sich dieses Hin und Zurück von einzelnen wiederholt hatte, kamen mehrere. Vier, sechs, zehn, die schon fester auftraten, nicht mehr zurückkehrten. Es folgten mehr und mehr: Zwanzig, fünfzig, hundert, bis endlich die ganze Jägerzeile von Bewaffneten so voll war, wie nie zuvor. Ein dumpfes Gebrause von vielen Stimmen ließ sich hören. Die Straße wurde wie ein Ameisenhaufen, ein

scheinbares Durcheinander, eine Bewegung nach allen Richtungen und doch zu einem bestimmten Zweck. Die früher geschlossenen Haustore wurden geöffnet; Scharen der Herankommenden verloren sich in den Häusern. Die früher unbeleuchteten Fenster wurden hell. In den Wohnungen irrten Lichter hin und her, sah man Kerzen von einem Raum in den andern sich bewegen, bis alle Fenster beleuchtet waren. Von der Sterngasse und der Ecke der Johanneskirche bis zu den gegenüberliegenden Häusern — wo jetzt Hotel Austria — begann von hundert Armen ein Hauen, ein Hacken, daß die Funken stoben; mit der Spitzhacke wurden die Pflastersteine ausgebrochen, um eine neue Barrikade zu bauen, von der Ecke der Sterngasse bis zur gegenüberliegenden Häuserreihe der Jägerzeile.

Die lebhafte Bewegung auf der Straße, das Geräusch des Barrikadenbaues machte uns ganz schwindlig. Wir blickten stier und unverwandt in die Straße hinab, wir schauten uns die Augen aus dem Kopfe. Da — klingelte es an unserer Wohnungstür, zuerst einmal schüchtern, leise, dann, sehr bald darauf, laut, entschieden, herrisch. Den ersten Glockenschlag hatten wir beinahe überhört, den zweiten hörten wir mit Schreck und Beben. — Was will man uns? — Mein Vater war der erste an der Tür — er öffnete, ich stand neben ihm. Vor der Tür stand ein Hauptmann der akademischen Legion, ein großer, schlanker Mann mit blassem, ernstem Gesicht und einem dunklen Vollbart. Er trug die Legionsuniform, einen Kalabreserhut mit großer weißer Feder, ein breites deutsches Band im Bandelier über die Brust, einen Schleppsäbel und weiße Stulphandschuhe. Hinter ihm standen, bis über die obersten Stufen der Stiege hinab, etwa ein Dutzend Mobilgardisten mit ihren Gewehren.

Mein Vater, mit blassen Wangen und nicht gerade freundlichen Blicken, fragte: »Was wollen Sie? Das ist meine Wohnung, da kommt niemand herein!« Der Legionshauptmann, wie wir später von den Mobilgardisten hörten, Julius Fröbel, Mitglied des deutschen Nationalparlamentes in Frankfurt, erwiderte barsch und streng: »Diese Mobilgardisten werden zum Zweck der Verteidigung hier eintreten und die Fenster besetzen.« Mein Vater pflanzte sich vor die Tür und wehrte den Eingang. Er remonstrierte in lauten Worten, daß er das nicht zulassen werde. Fröbel rief ihm zu: »Schweigen Sie! Es wird geschehen, wie ich es befehle.« Da mein Vater noch weiter den Eintritt wehren wollte, trat Fröbel einen Schritt zurück und rief ihm mit mächtiger Stimme zu: »Alter Mann, soll ich Sie erschießen lassen?« — Meine Mutter, die in der Nähe stand, schrie laut auf, mein Vater knickte in sich selbst zusammen. Ich trat zu ihm und bat ihn, sich zu mäßigen, da es doch nichts nütze. Gleichzeitig trat ich an Fröbel heran, machte ihm höflichst Vorstellungen und sagte ihm, daß mein Vater ein k. k. Beamter sei, ein kaisertreuer Mann, und daß es wohl natürlich sei, daß ihm die jetzigen Vorgänge nicht gefielen und er sich gegen dieselben zur Wehr setzte. Fröbel beruhigte sich und sagte nur, er solle bei Seite treten und schweigen. Fröbel begab sich mit den Mobilgardisten in die Gassenzimmer, machte durch ein Fenster einen Blick hinaus, und kommandierte die Mobilgardisten an die Fenster, an jedes ein Paar.

Nochmals trat mein Vater vor und machte Fröbel Vorstellungen, daß von diesen Fenstern nichts zu verteidigen, und daß, wie sich auch in der Folge erwies, wenn einmal die stürmenden Soldaten so weit sein würden, um sie von den Fenstern der Wohnung beschießen

zu können, die Straßen und die Barrikade schon erobert sein würden. Kaum hundert Schritte unterhalb unseres Hauses gegen den Prater zu trat nämlich ein Häuserblock gegen die Straße vor, wodurch dieselbe dort enger wurde, der Ausblick und natürlich auch der Ausschuß auf den unteren Teil der Jägerzeile verhindert und eine Beschießung der Eindringenden erst dann möglich wurde, wenn sie schon nahezu vor dem Hause standen. Kein Verteidiger, besonders nicht diese Mobilgardisten, würden dann mehr standhalten und sicher schon früher in der Flucht ihr Heil suchen. Es wurden auch, wie ich glaube, bei der weiter folgenden Einnahme der Straße und der Barrikade nur wenige Schüsse aus unserer Wohnung abgegeben, und nur eine Kugel war durch die Holzteile der Fensterumrahmung eingetreten.

Fröbel rief meinem Vater noch einmal zu, er solle schweigen und anderen hierüber die Entscheidung lassen.

Von einem Mobilgardisten begleitet, verließ er dann die Wohnung.

Die Mobilgardisten machten sichs in der Wohnung bequem, stellten ihre Gewehre zusammen, legten ihre Hüte ab, zündeten ihre Pfeifen an, nahmen auf den gepolsterten Sesseln und dem Sofa in unserer guten Stube — bei uns das schöne Zimmer genannt — Platz. Vater und Mutter, die sonst so heikel auf alles in ihrer Wohnung waren — wir Buben durften in diese gute Stube nur selten eintreten —, sahen mit Entsetzen auf diese Einquartierung. Meine Mutter weinte herzerbarmend, mein Vater war grimmig. Meine Mutter schnürte, die wichtigsten Sachen für einen Aufenthalt an fremdem Ort zusammenraffend: Wäsche, Toilettengegenstände ꝛc., in einen Bündel, und verließ mit dem Vater das Haus. Sie begaben sich in das Krophsche Haus in der Schmelzgasse Nr. 9

— die Frau des Hausbesitzers war eine Nichte meines Vaters —, das mehr gegen die Mitte der Leopoldstadt an einer gesicherten Stelle lag. Dort fanden Vater und Mutter Aufnahme und kehrten erst nach der Einnahme der Leopoldstadt durch das Militär in ihre Wohnung zurück.

Ich verließ ebenfalls die Wohnung, begab mich in unser Spital, in das schon eine, wenn auch geringe Zahl von Verwundeten gekommen war; die Nacht hindurch machte ich meinen ärztlichen Dienst.

Der 27. Oktober (Freitag) war unerwarteter Weise ein Ruhetag für die Kämpfe. Die Verteidiger benützten die Zeit zur Vervollkommnung ihrer Verteidigungsmittel. Es schien eine andere, eine bessere, energischere Hand die Leitung übernommen zu haben. Die Barrikaden wurden erhöht und befestigt, und wo solche notwendig schienen, neue errichtet. Das Militär wurde vermutlich an dem Tage dort, wo demnächst der Angriff stattfinden sollte, konzentriert und in größeren Massen an die Stellen gebracht, wo die Verteidigungsmittel stärkere, schwerer zu bezwingende waren, und wo man einen hartnäckigeren Widerstand zu befürchten hatte.

In einer freien Stunde machte ich wieder einen Rundgang und besichtigte die Wirkungen und Zerstörungen des Kampfes am 26. Die Sternbarrikade war teilweise zerstört, und ich war gar nicht einverstanden, daß man ihre Reste gelassen, daß man sie nicht vollkommen abgetragen hatte, da sie ja überhaupt nicht mehr verteidigt werden sollte. Ihre Überbleibsel konnten nur den Angreifern nützlich werden. — Das Feuer in den Häusern am Praterstern und in der Franzallee war noch nicht gelöscht, noch züngelte die Flamme auf, und Rauchwolken stiegen zum Himmel empor. An allen Fenstern in der Jägerzeile sah man Legionäre, Nationalgardisten und

Mobilgardisten. Voraussichtlich würden die Angreifer keine leichte Arbeit haben, einzudringen, sich festzusetzen und die große Masse der Verteidiger zum Aufgeben der Verteidigung zu bringen.

* * *

Der 28. Oktober (Samstag) brachte einen herrlichen Herbstmorgen; zuerst Nebel, dann blendender Sonnenschein. Die Jägerzeile hatte Toilette gemacht wie zu einer Festfeier. Die große Sterngassenbarrikade war von Bewaffneten dicht besetzt. Die Kanoniere standen mit den brennenden Lunten bei ihren Kanonen, fünf an der Zahl, Zwölfpfünder, nach einer anderen Angabe Achtzehnpfünder. Alle Fenster der Häuser, so weit man aufwärts und abwärts in der Straße sehen konnte, waren mit Bewaffneten besetzt. An einem Gaskandelaber, nahe hinter der Barrikade, waren zwei Fahnen aufgepflanzt, eine deutsche und eine ungarische, — schwarz, rot und gold die eine, grün, rot und weiß die andere.

So viele Bewaffnete versammelt waren, herrschte eine feierliche Stille. Alles harrte des Angriffes. Um die Stimmung noch ernster, ergreifender zu machen, erschallte plötzlich ein Chorgesang, und ganz spontan, ohne Vorbereitung, ohne Aufforderung, ohne Probe, ohne Dirigenten wurden von hellen Männerstimmen deutsche Chöre gesungen, bei denen alle und jeder, wer nur einen Ton in der Kehle hatte, einstimmte und mitsang. Für manchen der Sänger das Todeslied!

In einer Pause nach dem Gesang, in der Zeit zwischen 10 und 11 Uhr vormittags, erdröhnte der erste Kanonenschuß vom Prater her. Der Kampf nahm seinen Anfang. Bald wurde von der Barrikade geantwortet. Noch folgten sich die Schüsse selten, später häufiger, und in der geschlossenen Straße machte der Donner der Geschütze einen

ohrenzerreißenden Lärm. Nach einiger Zeit hörte man auch schon Gewehrfeuer von dem unteren Teil der Jägerzeile, zuerst seltene Schüsse, später in ununterbrochener Folge.

Mancher von den Verteidigern, von den Mobilgardisten, tat in seltsamer Weise seine Kampfespflicht. So beobachtete ich einen Mobilgardisten, der sich in der ersten Zeit des Kampfes unter dem Haustor des Engel-Hauses — der Johanneskirche gegenüberliegend — hinter der Barrikade aufhielt, aus dem Hause ins Freie heraustrat, sein Gewehr an die Schulter legte und bei gehobenem Lauf einen Schuß abgab, dann ins Haus sich zurückzog, wo er sein Gewehr wieder lud, abermals heraustrat, und in derselben Weise, wie früher, einen Schuß machte. Zu dem Lärm des Kampfes trug er wohl bei, ob aber bei diesem sinnlosen, ja sogar für die Kameraden an den Fenstern gefährlichen Vorgang, eine Kugel einen Angreifer getroffen hat, ist problematisch. Ich weiß auch nicht, wie lange er diese Art des Kampfes fortgesetzt hat.

Das Schießen wurde immer allgemeiner, immer häufiger. Jetzt wurde auch ein Verwundeter nach dem anderen gebracht, so daß sich unsere Spitalsräume rasch füllten. Ich konnte mich auch nur mehr selten aus dem Spital entfernen, und höchstens, wenn ich von Dr. Bloch wegen des Transportes eines besonders schwer Verwundeten auf den Kampfplatz gesendet wurde, konnte ich sehen, was draußen vorging.

Bei einem dieser Gänge sah ich einen der Hauptleiter des Verteidigungskampfes, den polnischen General Bem, der in der Nähe der Sterngassenbarrikade, am Anfange der Roten Sterngasse auf einem Stuhl sich niedergelassen hatte, Rapporte empfing und seine Dispositionen traf. Man hatte ihm einen Sitz gebracht, da er infolge

einer Verwundung während der polnischen Revolution schlecht zu Fuß war; auch bediente er sich beim Gehen eines Stockes. Er erhob sich aber, als ich mich in seiner Nähe befand, öftere Male, trat hinter der Barrikade in die Jägerzeile hinaus, wo man vor den Kugeln nicht ganz sicher war, blickte eine geraume Zeit durch die Schieß-scharte bei der ersten Kanone, trat dann ruhig zurück und begab sich wieder zu seinem Sitz. Was er über die Chancen des Kampfes dachte, konnte man von seinem steinernen Gesichte nicht ablesen; der Ausdruck war der der größten Fassung und Gleichgültigkeit, als ob ihn die ganze Sache nichts anginge.

Als ich ein nächstes Mal wegen Einholung eines Verwundeten auf die Straße mußte, blickte ich mit größter Spannung in das Getöse und das Gewühl des Kampfes an der Barrikade, als die an dem Gaskandelaber aufgepflanzten Fahnen zu flattern anfingen, sich neigten und beide zu Boden stürzten, da der Kandelaber, durch eine Kugel von außen her getroffen, abgebrochen war. Trotz des Gedröhnes der Geschütze und Gewehrschüsse hörte man in dem Augenblicke ein lautes, mehrmals wiederholtes Hurrahgeschrei der Angreifer, welche den Vorgang mit Befriedigung beobachtet oder gar erwartet haben mußten. Die deutsche Fahne wurde später an dem Stumpfe des Kandelabers wieder aufgerichtet und befestigt.

Bis gegen die zweite Nachmittagsstunde war ein Nachlassen der Verteidigung nicht zu bemerken. Ja es kam aus der Inneren Stadt und aus anderen Bezirken (Vorstädten) noch immer Zuzug von Kämpfern, welche sich an dem Feuergefechte beteiligten. Nur waren viele Hinzugekommene, wenn sie auch Legionäre oder Nationalgardisten waren, ihrer Sicherheit wegen bei einem üblen Ausgange des Kampfes, in Zivilkleidern, mit dem Gewehr,

und den Munitionsvorrat in den Rocktaschen, erschienen. Das Gewehr konnte man im gegebenen Falle überall weglegen und die Patronen auf die Straße streuen. So befand ich mich in einem Augenblicke der Verwundeteneinholung in der Weintraubengasse meinen Kollegen in der Medizin und Kameraden in der Legion Moller und v. Portenschlag gegenüber, welche sich in die Sackgasse, durch eine Gartenplanke abgeschlossen, am Beginne der Roten Sterngasse gegenüber der Weintraubengasse begaben, von wo man das Militär, das schon die Gassen und Häuser an der Umrandung der Leopoldstadt, die Novaragasse besetzt hatte, beschießen konnte. Durch eine Lücke, welche eben durch diese Sackgasse, die Sterngasse und einen Teil der Weintraubengasse gebildet wurde, kamen sehr viele Kugeln in die Gasse herein, wo sich der Spitaleingang befand (jetzt Nepomukgasse), welche in der Höhe des zweiten und dritten Stockwerkes des Hauses gerade gegenüber dem Spitaleingange anschlugen, in den Bewurf ein Loch gruben, sich an den Ziegelsteinen dahinter abplatteten und noch ganz heiß vor unsere Füße bei dem Spitaleingange niederfielen.

An dieser Stelle hielt sich lange ein sehr junger Mobilgardist auf, der es vorzog in dieser sicheren Gasse auf- und abzuspazieren, als sich an dem Kampfe zu beteiligen. Er benützte den Vorwand, daß er von dem Offizier seiner Abteilung beordert sei, den Kirchturm zu besteigen und Auslug zu halten, ob die Ungarn, die ja den Wiener Revolutionären zu Hilfe kommen sollten, indem sie dem Militär in den Rücken fielen, schon kämen und wie weit oder wie nahe sie etwa seien. Da aber die Besteigung des Turmes strenge verboten war, wurde ihm, obwohl er sich unaufhörlich mit dem Ausrufe: »Die Ungarn kommen! Die Ungarn kommen!« wichtig

machte, der Einlaß in das Pfarrhaus und die Kirche nicht gestattet. Der Turm durfte nicht bestiegen werden, um nicht das heranrückende Militär zu veranlassen, wenn oben Bewaffnete sichtbar wurden, den Turm zum Angriffspunkte zu wählen, was möglicherweise eine Brandkatastrophe im Turm veranlassen konnte. Das kirchliche Bauwerk sollte geschont und als vollkommen neutral betrachtet werden.

Um die vierte Stunde, wo die Hitze des Kampfes schon die Höhe erreicht hatte, Schuß auf Schuß donnerte und krachte, die Häuser bebten, die Fenster klirrten, alle Gegenstände in einer unaufhörlichen zitternden Bewegung waren; jeder Knall einem einen Stoß im Kopfe und im Herzen gab; man hoffte und sich einbildete, daß das letzte Rollen das mächtigste war, und der nächste Kanonenschuß ein noch heftigeres Rollen und Grollen mit sich brachte, und man meinte, man könne diesen höllischen Lärm nicht noch länger fort aushalten: konnte man es doch nicht dahin bringen, obwohl wir alle Hände voll zu tun hatten, die ganze Aufmerksamkeit auf die Vorgänge in unseren Räumen, auf die Beschäftigung mit den Verwundeten zu konzentrieren. Wir horchten unabläſſig, mit einem Ohr wenigstens, auf, was da draußen vorging; es betraf ja das auch uns. Je heißer der Kampf, um so mehr Verwundete strömten zu. Je heftiger der Sturm und der Zusammenstoß, um so schneller nahte das Ende, das wir doch eigentlich erwarteten und herbeiwünschten. Was aber dann? Was mit uns? Ich hatte noch dazu mein Zollner-Haus, mein Heim, meine väterliche Wohnung im Kopfe, wo im Augenblicke vielleicht auch Kampfgetümmel war und Blut floß. Ich fürchtete, das Haus würde in Flammen aufgehen, wir würden um unsere ganze Habe kommen. Mir war den ganzen Tag, als sollte ich meine Rechnung

mit dem Himmel machen, und dabei mußte man ruhig scheinen, eine Tröstermiene annehmen, da man selbst des Trostes recht sehr bedürftig war. Langsam verrannen die Stunden, der Tag schien endlos. Je ärger das Kanonieren wurde, um so schwerer und beängstigender legte es sich auf die Brust. Zuletzt wurde man apathisch, trieb mechanisch seine Verwundetenpflege und tröstete sich mit dem, was ja immer gilt: »Auch das nimmt ein Ende!«

Da wir für die unaufhörlich und in großer Zahl zuströmenden Verwundeten kaum mehr Raum in unserem Spitale hatten, erhielt ich um diese Zeit — um 4 Uhr etwa — von Dr. Bloch den Auftrag, mich in die Weintraubengasse, in das unserem Spital gegenüberliegende Haus zu begeben — jetzt Hotel »zur Weintraube« —, wo sich im ersten Stockwerke eine oder zwei leere Wohnungen befanden, um diese Wohnungen zur Aufnahme von Verwundeten herzurichten. Es sollte in unserem Spital um jeden Preis einiger Belegraum erspart werden für sehr schwer Verwundete, da es inhuman und grausam gewesen wäre, solchen, wenn sie schon in den Gelassen des Spitales waren, die Aufnahme zu verweigern und sie wieder wegtransportieren zu lassen; auch mußte Raum freigelassen werden für verwundete Offiziere, vielleicht gar vom Militär, da es sicher zu erwarten stand, daß, je weiter das Militär vorrückte, worüber ja kein Zweifel war, daß es vorrücke, zuletzt auch Militärs gebracht werden würden. Ich erfüllte, wenn auch mit Zagen, den erhaltenen Auftrag. Ich mußte hierbei durch zwei Gassen, in denen unaufhörlich und stets dichter von den Angreifern kommende Kugeln eben durch die Sackgasse in der Sterngasse, die ich früher erwähnte, die Wände der Häuser und zuvörderst des Hauses, in das ich gesendet wurde, trafen und noch ganz heiß auf das Pflaster herabfielen, wohin

aber auch Kugeln in den unteren Teil der Gasse den Weg finden konnten. Es war immerhin die Möglichkeit gegeben, bei diesem Gange von einer Kugel getroffen zu werden. In den leeren Wohnungen, die ich betrat, war wohl viel Platz für Verwundete, aber zur Aufnahme war beinahe gar nichts vorbereitet. Einige Betten, nebst Stühlen, Stroh usw. fand ich wohl vor, welche aber kaum für ein paar Dutzend ein Lager geboten hätten. Der größere Teil der eingebrachten Verwundeten hätte müssen auf Stroh gebettet werden. Ich machte den gefährlichen Weg in unser Spital zurück und rapportierte Dr. Bloch über das, was ich vorgefunden.

Nach 4 Uhr hatte das Kanonenfeuer nachgelassen. Die Angreifer stellten die Kanonade ganz ein, um nicht ihre eigenen Leute, die schon in die Jägerzeile eingedrungen waren, einige Häuser schon erobert hatten, von einem Haus ins andere nach Durchbrechung der Mauern vorgedrungen waren, zu beschießen. Von der Barrikade aus wurde nur zeitweise eine Art Breitseite aus allen fünf Kanonen in einem Tempo abgegeben, wenn sich die Truppen massierten, zu weit vordrangen und sich anschickten, die Barrikade stürmend anzugreifen. Mehrere Male wurde das Militär auf diese Weise durch eine solche Breitseite mit Kartätschenladung dahin gebracht, wieder zurückzugehen und den Ansturm zu unterlassen. Je weiter das Militär vordrang, um so bedenklicher wurde die Lage der Verteidiger, die aus den Häusern die Eindringlinge beschossen, namentlich die Lage derjenigen, welche die Häuser der rechten Seite besetzt hatten. Ein Ausweg nach rückwärts hin, wenn sie für ihre eigene Sicherheit sorgen wollten, um nicht gefangen oder von den anstürmenden Soldaten niedergemacht zu werden, war nicht gegeben. Eine namhafte Zahl der Häuser auf der rechten

Straßenseite hatte große Höfe oder Gärten hinter dem Hause; auch hatten mehrere dieser Häuser Durchgänge — sie waren eben Durchhäuser — welche in Gassen führten, die mit der Jägerzeile parallel liefen. Zum Unglück waren aber die Angreifer in diesen hinteren Gassen, welche auch nicht so reichlich verteidigt wurden, wie die Jägerzeile, schon weiter vorgerückt als in dieser. Es blieb also den Verteidigern bei ihrer Flucht nur ein Weg offen, sie mußten die Straße, die sehr breit war, traversieren, was sehr gefährlich war, und wo auch sehr viele von ihnen verwundet oder zu Tode getroffen wurden. Das Kanonieren von der Barrikade mußte aus demselben Grunde aufhören, um die fliehenden eigenen Leute nicht zu treffen. Hatten die Fliehenden die Straße glücklich überschritten, so war auf der mehr sicheren linken Seite für ihr Heil besser gesorgt. Vor dem Zollner=Hause war ein zurückstehender Platz, der von unten in der Jägerzeile, wie ich schon einmal erwähnte, nicht von den Kugeln bestrichen werden konnte. Dann hatte die große Sterngassenbarrikade an der linken Seite einen Schlitz, einen schiefen Durchgang an der Ecke des Zollner=Hauses, durch den man hinter die Barrikade oder in die Roten Sterngasse gelangen konnte, wo man vor den Kugeln sicher war. Ferner war im Zollner=Hause die Mauer, welche das Haus von dem Nachbarhause in der Roten Sterngasse trennte, durchbrochen, und war man in das Tor des Zollner=Hauses eingetreten, so konnte man ungefährdet durch diese Bresche in die Roten Sterngasse gelangen.

Die Mobilen von der rechten Straßenseite und auch die Verteidiger der Sterngassenbarrikade machten bald nach 4 Uhr kehrt, zogen sich zurück, waren auf ihre Rettung bedacht, wandten sich zur Flucht gegen die tieferen Teile der Leopoldstadt, gegen den Mittelpunkt derselben, wo

kein Kampf stattfand, und von dort über den Donau-kanal in die Innere Stadt. Anfangs verschwanden nur einzelne, nach und nach wurde aber der Rückzug allgemeiner, dringender, unaufhaltbar.

Bei diesem Rückzuge kamen viel Verwundungen vor, unaufhörlich wurden ins Spital meist schwer Verwundete gebracht.

Von 5 Uhr an, die Dunkelheit brach schon herein, hörte die Verteidigung beinahe ganz auf, und nur einzelne Gewehrschüsse kamen von einem kleinen Rest besonders erbitterter Kämpfer. Der Angriff der vor- und eindringenden Truppen wurde aber immer heftiger. Ein ganzes Bataillon stand zuletzt, als es stürmend die Barrikade erreicht hatte, im Anfange hinter der Barrikade und dann auf der Barrikade und unterhielt von dort durch eine ganze Stunde der Länge der Straße nach und auf die Fenster hinter der Barrikade ein sogenanntes Bataillefeuer: Schuß auf Schuß krachte, einzelne Schüsse, viele unmittelbar nacheinander, und dann wieder ganze Salven, die Gewehre knatterten ohne eine Zwischenpause, und nach jedem Schusse rollte das Echo in der geschlossenen Gasse. Es war die gräßlichste Zeit des ganzen Kampfes. Jeden Schuß fühlte man wie einen heftigen Peitschenhieb um Schläfen und Ohren; viel ärger als wie noch die Kanonen zwischen den Gewehrschüssen donnerten. Zu dem unsagbaren, furchtbaren Getöse in unserem Spitale, das sich so anhörte, als ob jeder Schuß unmittelbar in die Räume, wo wir uns bewegten, abgeschossen würde — die Soldaten standen ja erhöht auf der Barrikade, nur einige Schritte von unseren Fenstern — kam noch das Gedränge in unseren Zimmern, das Jammern, Ächzen und Stöhnen der Verwundeten, deren verzerrte Züge ihre Todesangst widerspiegelten, unsere zitternde Sorge bei Empfang und

Lagerung derselben. Wenn man je von Hölle auf der Erde spricht, so war die letzte Stunde dieses unseligen Kampfes die Hölle auf der Erde!

Um 6 Uhr — ertönte plötzlich ein Trommelzeichen, ein langer Trommelwirbel von vielen Trommeln!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Das Schießen hörte mit einem Schlage auf. Totenstille trat ein, die nach dem unerhörten vorausgegangenen Lärm um so auffallender und stiller schien.

Später hörte man nur mehr einzelne Schüsse über die Barrikade hinauf. Wehe denen, welchen sie galten!

Die Sterngassenbarrikade war erobert, die Jägerzeile, die Leopoldstadt war eingenommen! Wieder war ein Akt des Oktober-Trauerspieles zu Ende!

Unsere Arbeit im Spital hatte den Höhepunkt erreicht. Unmittelbar nach dem Aufhören des Kampfes wurde eine große Zahl Verwundeter eingebracht. Bis auf die Straße standen die Leute, welche Verwundete trugen, die Stiege war vollgepfropft mit Aufnahme Heischenden, daß man kaum durchdringen konnte. In den Spitalzimmern drängte sich alles, und wo noch ein Plätzchen war, wurde ein ächzender, stöhnender und blutiger Mensch, viele auf Stroh, das auf dem Boden ausgebreitet war, hingelegt. Auch ein paar verwundete Soldaten wurden gebracht, aufgenommen und untergebracht.

Wie erbittert das Militär war, wie aufgehetzt, ja in wahren Fanatismus getaucht, bewies mir ein Fall, dessen Augenzeuge ich in diesem Momente wurde. Ein Gemeiner von den Jägern kam in Begleitung eines Offiziers ins Spital, um sich eine unbedeutende Hautwunde, die er an der Oberlippe hatte, die etwas stärker blutete, und die er sich vielleicht selbst bei unvorsichtiger Gebarung mit dem

Gewehr oder Bajonett, oder auf irgend eine andere Art beigebracht hatte, zu verbinden. Wir legten ihm mit englischem Pflaster einen die Wunde gut verschließenden Verband an, und er verließ ganz zufrieden wieder in Begleitung des Jägeroffiziers das Spital. Als er sich auf der Stiege den Weg durch das Gedränge bahnte, der Offizier hinter ihm, brachte man gerade einen Grazer Legionär über die Stiege nach oben, der einen Schuß durch die Brust hatte. Seine Uniform und seine Unterkleider waren auf der Brust geöffnet, und man sah eine weite Öffnung dort, wo die Kugel eingedrungen war, aus der bei jedem Atemzuge Blut und großblasiger, blutiger Schaum heraustrat, ein Zeichen, daß die Lunge durchschossen war. Der Verwundete, ein ideal schöner, sehr junger Mann mit blondem, lockigem Haar und blauen Augen, war totenbleich, durch den Blutverlust äußerst geschwächt, seine Gliedmaßen hingen bewegungslos herab, wie an einem toten Körper. Einer seiner Begleiter trug, nebengehend, seinen Kalabreser. Als der über die Stiege sich drängende, soeben im Spital verbundene Jäger dieses Verwundeten ansichtig wurde, riß er sein Gewehr von der Schulter, spannte den Hahn, brachte das Gewehr schon nahezu in Anschlag, um dem Verwundeten den Garaus zu machen, ihm noch eine zweite Kugel in die Brust zu jagen. Noch im richtigen Moment faßte der hinter ihm kommende Offizier ihn am Arm und andere in der Nähe befindliche Männer packten seine Flinte und machten so den Schuß unmöglich. Widerwillig ließ er das mit sich geschehen und entfernte sich mit dem Offizier.

Um diese Zeit kam in das Spital die Nachricht, daß die Generale Ramming und Frank mit einer Eskorte in die Kirche eingetreten seien, um sich zu überzeugen, ob nicht daselbst welche von den Revolutionären eingedrungen

und versteckt seien; auch um ihre Andacht vor dem Hochaltare zu verrichten für die glückliche, erfolgreiche Einnahme der großen Barrikade und der Leopoldstadt. Bevor die Generale die Kirche verließen, soll General Ramming, so hieß es, einigen Soldaten der Eskorte den Auftrag gegeben haben, das Odeon in Brand zu stecken. Als Gründe für diesen Befehl wurden angegeben und verbreitet, daß von dem Odeon ein lebhafter Kampf gegen das Militär, eine zähe Verteidigung gegen die anrückenden Truppen stattgefunden hätte. Die Finanzwache, welche in dem Odeon einquartiert war, soll sich dabei beteiligt haben. Ein fernerer Grund, der das Etablissement dem Untergange weihte, war, daß in demselben in früheren Tagen Versammlungen revolutionärer Natur stattgefunden, und daß hierbei durch Redner, wie Tausenau, Füster, Schütte, Violand 2c., der Same ausgestreut wurde, der dann in der Oktober-Revolution aufging und in die Halme schoß.

Bald nach dem Befehle, der nur zu genau ausgeführt wurde, zeigte sich Feuerschein am Himmel, verbreitete sich Tageshelle, daß man in den Räumen des Spitales, obwohl die Finsternis schon lange hereingebrochen, einer künstlichen Beleuchtung gar nicht bedurfte. Es kam auch gleichzeitig die Nachricht, daß das Odeon brenne.

Alle ärztlichen Personen des Spitales, und auch ich, waren darüber im Innersten empört, und man konnte nicht genug Worte finden, um diesen Vandalismus zu verurteilen. Noch dazu schloß der Brand dieses großen, alle umliegenden Objekte überragenden Gebäudes, das größtenteils, obwohl es ein imposanter aber leichter Bau, wie alle diese auf Zeit gebauten Vergnügungsorte war, aus brennbaren Stoffen: Holz, Leinwand usw. bestand, eine große Gefahr für die umliegenden Gebäude, ja für die

ganze Leopoldstadt in sich; auch das Spital konnte, da es so nahe vom Odeon lag, vom Brande ergriffen werden. Wie es uns, wie es den zahlreichen Verwundeten dann ergehen würde, war ein furchtbarer Gedanke. Auch die Möglichkeit, daß die Kirche ergriffen würde, war nicht ausgeschlossen. Bei diesem Attentate auf das Odeon ist das Ärgste noch zu sagen: es sollen im Innern desselben Verwundete untergebracht gewesen sein, die unzweifelhaft daselbst auf die fürchterlichste Art zugrunde gingen.

In einem Augenblicke, wo die Beschäftigung mit den Verwundeten ein Aufatmen und Ausruhen gestattete, bestieg ich das unterste Turmgelaß, um mir die Feuersbrunst genauer zu betrachten. Durch die Ausdehnung des Gebäudes, durch die Höhe desselben, wodurch es die ganze Umgebung weit überragte, auch dadurch, daß das ganze Innere nur einen Raum bildete, der vom Grunde bis zum Dachfirste reichte, der unten, und an den Seitenwänden und am Plafond aus lauter brennbarem Material bestand, war es der großartigste Brand, den ich in meinem ganzen Leben gesehen habe. Aus einer Fensterreihe unmittelbar unter dem Dache, schossen Flammen in riesige Höhe empor. Das Kupferdach war lange Zeit, wie von dem oberen Teil der Mauer, auf dem es ruhte auf- und abgehoben, durch die Gewalt der Flammen im Inneren in der Schwebe gehalten, war rotglühend und in wogender Bewegung nach den Seiten und nach auf- und abwärts. Der in allen Farben spielende Rauch ober den Flammen wurde in eine enorme Höhe hinaufgetrieben, wallte, kreiste, zischte. Es war ein großes Glück, daß die Nacht vom 28. zum 29. Oktober wie eine herrliche, milde Sommernacht war, sich kein Lüftchen bewegte, weswegen die Flammen senkrecht emporstiegen, wodurch die Gefahr der Ausbreitung des Brandes verhindert war. Wie wäre es

gewesen, wenn bei windiger oder gar stürmischer Luft die Flammen und brennende, in die Höhe geschleuderte Gegenstände, die, wie aus einer Kanone geschossen, aufwärts gewirbelt wurden, in einer ungünstigen Richtung, wo viele Häuser standen, damals auch noch solche mit Schindeldächern darunter, getrieben worden wären? So fiel alles in die Höhe Geschleuderte wieder in den Krater zurück, aus dem es kam. — Ein imposanter Augenblick soll es später gewesen sein, wie mir ein Augenzeuge mitteilte, als lange nach Mitternacht die hinaufbrausenden Flammen das glühende Dach nicht mehr in der Schwebe halten konnten, wodurch es auf einmal unter fürchterlichem Getöse in das Innere des großen Raumes hinabstürzte, wobei Millionen Funken in den Luftraum hinaufgetragen wurden. In dem Innern der geschwärzten Ruinen, der Außenwände, die noch lange stehen geblieben waren, bis sie demoliert und weggeräumt wurden, sah ich noch nach Monaten das geschwärzte, einmal glühende, nun erkaltete, mit Tausenden von Buckeln versehene Dach, wie ein totes Ungeheuer, im Innern des Gebäudes am Boden liegen.

Als ich mich hierauf wieder dem Dienste meiner Verwundeten widmete, ihre schmerzenden verletzten Glieder anders und besser lagerte; um ihre Leiden zu lindern und um ihre fiebernden Lippen zu kühlen, ihnen einen frischen, labenden Trunk reichte; die kalten Umschläge auf ihren Wunden erneuerte, ihnen Mut zusprach, sie tröstete, ihren Zustand, ihre Verwundung als gar nicht bedenklich und die bald geheilt sein würde, hinstellte, sie aufforderte zu schlafen, öffnete sich plötzlich die Tür des Zimmers, in dem ich tätig war, und hereintrat ein riesiger Grenadier, ohne Waffenrock, in Negligé, nur mit Hose, getragen vom Hosenträger, und Nachtleibchen bekleidet,

aber die Grenadiermütze auf dem Kopfe, und in der Hand einen entblößten Säbel, mit dem er lebhaft herumfuchtelte. Er war allem Anscheine nach betrunken. »Was wünschen Sie hier?« rief ich ihn an. Mit böse verzwicktem Gesichte und mit zwinkernden Augen antwortete er, indem er seine Blicke herumgehen ließ: »Ich suchen Studenzki!« Ich sagte ihm: »Hier gibt es keine Studenten, sondern nur arme Verwundete und vielleicht auch Sterbende. Also, entfernen Sie sich!« Da er noch weiter die Runde machte und die einzelnen Verwundeten genau betrachtete, stieg mir die Galle und ich schrie ihm ins Gesicht: »Hier haben Sie nichts zu suchen! Hinaus! Hinaus!« Da wendete er sich, fortwährend den Säbel schwingend, gegen mich, und kreischte wütend, Schaum auf den Lippen: »Du vielleicht selber Studenzki!« Ich retirierte, als auch schon Dr. Bloch, Magister Rittl und ein paar Männer, die freiwillig im Spitale Hilfsdienste leisteten, auf das Geräusch und die lauten Worte herbeieilten. Sie stellten sich zwischen den Grenadier und mich und drängten ihn mit sanfter Gewalt zur Tür hinaus und über die Stiege.

Ohne weiteren Zwischenfall in fortwährender Tätigkeit bis 4 Uhr morgens, stellte sich bei mir ein solches Gefühl der Ermattung und des Schlafbedürfnisses ein, daß ich mich in ein freies, im obersten Stockwerke des Pfarrhauses gelegenes Zimmer begab und gleich in den Kleidern auf einer daselbst auf dem Fußboden befindlichen Matratze ohne Kopfkissen und Bedeckung ein paar Stunden bis zum Tage schlief.

Nach 22stündiger, unausgesetzter, anstrengender Beschäftigung, ohne irgend eine Nahrung in dieser Zeit genommen zu haben, und als Getränk nur einige Schluck von mit Wasser gemischtem Wein, der uns von wohltätiger Seite ins Spital gespendet worden, nach den

furchtbaren Gemütsaufregungen, welche die gräßlichen Ereignisse dieses böſesten Tages meines ganzen Lebens mit sich gebracht hatten, tat mir dieser Schlaf sehr wohl und erfrischte meine jungen Kräfte. Was leistet nicht ein wenn auch nicht sehr kräftiger, aber gesunder 22jähriger Körper?

Das erste am Morgen, nachdem ich mich in den Spitalräumen umgetan, war ein lebhaftes Verlangen, die elterliche Wohnung im Zollner-Hause zu besuchen, um zu sehen, wie es dort stehe. Nur in einer Richtung war ich in Verlegenheit, die es aber ebenfalls dringend nötig machte, nach Hause zu kommen. Ins Spital war ich in meiner Legionsuniform gegangen, in meinem Waffenrock, als Kopfbedeckung den Kalabreser, ohne Waffen natürlich, nur durch ein gelbes Band am Arm als ärztliche Persönlichkeit gekennzeichnet. Ich wagte es nun nicht, in dieser Uniform — andere Kleider hatte ich nicht bei mir — mitten durch die Soldaten, die, wie ich hörte, um das Spital herum im Freien gelagert waren, zu gehen. Ich zog frischweg meinen Waffenrock aus und ließ ihn im Spital. Den Kalabreser legte ich dazu und ging barhaupt und in Hemdärmeln unbeachtet und unaufgehalten durch die Sterngasse und das erste Haus dieser Gasse, durch die Bresche in der Gartenmauer dieses Hauses in das Zollner-Haus, in großer Spannung und Aufregung in die elterliche Wohnung. Die Wohnungstüre war nicht gesperrt und ich war überrascht und hocherfreut, daß größere Zerstörungen in der Wohnung nicht vorgekommen waren. Es ist den Durchsuchenden derselben, nämlich den Soldaten, nicht entgangen, daß in der Wohnung ein Student hauste, und an dem Unschuldigen kühlten sie ihr Mütchen. Mein Vater war kein Musiker, obwohl ein großer Musikfreund und nur auf einer Guitarre, in damaliger Zeit ein Mode-

instrument, klimperte er uns manchmal Stücklein vor, und er hatte dazu eine recht hübsche, gute Guitarre. Diese Guitarre konnte doch nur einem Studenten gehören! In Trümmer zerschmettert, mit gebrochenem Hals, zerrissenen Saiten, eingedrücktem Körper, lag sie mitten im Zimmer am Boden. Eine Anzahl Pfeifenrohre, die mein Vater benützte, der noch ein Pfeifenraucher war — manches wohlduftende Weichselrohr war darunter — lagen — sie konnten ja nur einem Studenten gehören — geknickt und zerbrochen am Boden. Ein großer, massiver, ganz hübsch gearbeiteter Schubladkasten mit vergoldeten Schloßbeschlägen stand in dem Zimmer, wo ich schlief. Er war mein Eigentum und enthielt meine Schätze: Bücher, viel Bücher, Notenbände und noch verschiedenes. Der Kasten reizte die Besucher an. Warum ist er so schwer? Man kann ihn gar nicht von der Stelle rücken. Da sind Waffen und andere revolutionäre Teufeleien des Studenten drinnen! Zuerst bearbeiteten sie ihn von vorne mit ihren Gewehrkolben. Der Kasten hielt fest! Endlich drehten sie ihn mit Gewalt und Mühe um, die hintere Wand nach vorne. Diese leichtere, nur aus weichem Holze gebaute hintere Wand hielt den Kolben nicht stand. Jetzt sahen sie, daß Bücher, Noten und ein schwarzsamtenes Studentenmützchen mit schwarzrotgoldenem Band darinnen waren. Gehört halt doch einem Studenten! Das arme Cerevis lag zerfetzt auf dem Fußboden, mit einigen zerrissenen Büchern und in Papierfetzen verwandelten Notenheften. Dieser Verlust war ganz gut zu ertragen; ich lachte nur darüber. Die Möbel der guten Stube waren unberührt und weiter nichts in der Wohnung zerstört oder entwendet. Trost zog in mein Herz ein! Noch mehr wäre ich getröstet gewesen, wenn ich Vater und Mutter daheim getroffen hätte. Nun, sie werden wohl kommen!

Als ich mich in zivile Kleider gesteckt hatte, wollte ich noch, bevor ich mich ins Spital zurückbegab, einen Blick durchs Fenster in die Straße tun, dem Schauplatze der gestrigen blutigen Kämpfe. Wie still, wie totentraurig lag sie da! Die den vergangenen Tag viel umstrittene Barrikade war nahezu unversehrt, nur am oberen Rande wie ausgefranst und an der Angriffswand mit Löchern und Vertiefungen versehen. Vor und hinter der Barrikade biwakierte das Militär. Es waren Kroaten von den Leuten des Generals Jellatschitsch. In ihren grauen Mänteln, wenige mit dem Tschako als Kopfbedeckung, die meisten mit roten Lagermützen, standen sie, saßen sie auf Strohhaufen, lagen sie, Tabak rauchend um Lagerfeuer, die reichlich angezündet waren. Die Gewehre, um jeden Augenblick wieder gefaßt werden zu können, standen in Pyramiden. Zwischen den Lagerfeuern lag in der Mitte des Platzes, gerade vor unseren Fenstern, ganz unbeachtet, ein gefallener Grazer Nationalgardist, den sein Schicksal wahrscheinlich auch beim Traversieren der Straße am verflossenen Nachmittag ereilt hatte. Noch den nächsten Tag lag er an derselben Stelle auf dem Rücken hingestreckt, die Arme über den Kopf geworfen, das eine Bein hatte er gestreckt, das andere im Knie gebeugt. Die Waffen hatte man ihm abgenommen, auch von einer Kopfbedeckung war nichts zu bemerken. Unter diesem trüben, für alles, was Krieg und Revolution heißt, abkühlenden Eindruck verließ ich die Wohnung und begab mich auf dem Wege, den ich gekommen, nach meiner Umkleidung mutig ausschreitend, ins Spital zurück.

Dr. Bloch war eben mit den anderen Herren bei der großen Visite, die noch lange dauerte, da wir mehr als hundert und fünfzig Verwundete im Spital hatten. Erst jetzt konnte man sich mit den Einzelnen etwas genauer

beschäftigen, den Grad der Verwundung und den Plan, was dabei zu tun, bestimmen. Leider waren es meist schwere und mehrfache Verwundungen an einem und demselben Individuum.

Einige, die in der Nacht verstarben, waren schon weggeschafft.

Einzelne außerordentliche Fälle von Verletzungen und Verwundungen blieben mir in meinem Gedächtnis getreulich haften, so ein Mann, der an einer Kanone beschäftigt und dem die Rolle zugeteilt gewesen war, das Geschütz abzubrennen. Bei dem letzten Lösen der Kanone, als er eben den Arm gestreckt hatte und, in der angemessenen Entfernung von der Kanone stehend, die Lunte an das Zündloch legte, riß sich, durch ein von außen kommendes Geschoß ein Pflasterstein von oberen Rande der Barrikade los, und dieser Stein wurde mit solcher Gewalt auf den gestreckten Vorderarm geschleudert, daß bei unverletzten Kleidern beide Unterarmknochen in der Mitte gebrochen waren; die Verletzung wurde auch wie ein gewöhnlicher Kochenbruch behandelt.

Ein anderer Fall zeigte, wie oft unerwartet und schnell nach einer Schußverletzung der Tod eintritt, nachdem noch kurze Zeit vorher alle Zeichen für ein so schnelles Ende gefehlt hatten. Am zweiten Tage des Kampfes (28.) wurde ein verwundeter Mobilgardist eingebracht, ein Bäckergehilfe, ein ganz junger, muskulöser Mann. Er betrat in Begleitung von Kameraden zu Fuß das Spital. Er hatte einen Schuß durch den Unterbauch, gerade ober der Schamfuge, scharfrandig, wenig blutend. Die Kugel war in den Körper eingedrungen und mußte irgendwo im Becken verweilen, da eine Ausschußöffnung nicht zu bemerken war. Auch eine nähere Untersuchung enthüllte nichts über den Verbleib der Kugel; der Verwundete wurde sogleich

zu Bette gebracht und ihm kühle Umschläge auf die Wunde gelegt. Er klagte beim Liegen über große Schmerzen in der verwundeten Gegend, ließ sich auch nicht aufhalten, aufzustehen und im Hemd, wie er war, im Zimmer auf und ab zu spazieren. Er gab an, es sei ihm, wenn er auf sei und herumgehe, besser. Trotz aller Zusprache ließ er sich von seiner Promenade nicht abhalten. Eine erschreckende Blässe bedeckte sein Gesicht, kalter Schweiß stand ihm auf der Stirne. Ein Schluck Wein hie und da war ihm erwünscht. So trieb er es stundenlang. Als ich wieder in seine Nähe kam, sprach ich ihm abermals zu, er möge sich doch niederlegen, das beständige Laufen werde ihn zu viel schwächen. Halb genötigt suchte er sein Lager auf, und ich gab ihm seinen unvermeidlichen kalten Umschlag. Wieder mundete ihm sein Wein. Nicht zehn Minuten waren vorüber, als ~~als~~ ich bei seinem Bette abermals vorbei kam, und wie ich näher zusah, eine Frage an ihn richtete, seinen Puls fühlen wollte, war er pulslos, kalt, tot.

Welche Energie, welche Lebenskraft, welche Zähigkeit manche von diesen zerschossenen Menschen, wenn es sich um Leben und Tod handelt, entwickelt, zeigte uns ein verwundeter Finanzwächter, der im Odeon von den eindringenden Soldaten abgefaßt und, da die Finanzwache gegen das Militär Schüsse abgegeben haben soll, zur augenblicklichen Massakrierung bestimmt wurde. Sie stellten ihn mit dem Rücken gegen die Wand des Gebäudes und etwa sechs Mann von den Soldaten gaben Schüsse gegen ihn ab. Er fiel zu Boden und sie hielten ihn, ohne sich näher zu überzeugen, für tot. Nachdem sie sich eine Weile entfernt hatten, erhob sich der durchlöcherte und blutige Mensch, ein schwaches, kleines Männchen, auf seine Füße und lief etwa zwanzig Schritte weit in entgegengesetzter Richtung, in der das Militär abgezogen war. Als er so weit gelaufen

war, fiel er wieder hin und wurde dann von mitleidigen Leuten aus dem Hause, vor dem er hinstürzte, aufgehoben und zu uns ins Spital gebracht, wo er, von zwei Männern geführt, zu Fuß ankam. Er trug noch die Uniform der Finanzwächter. Es waren ihm sechs Kugeln durch den Leib, und teilweise in den Leib gegangen, die das Gesicht, die Arme und den Bauch (ein Fleischschuß) getroffen, den Schädel, die Brust und die Beine verschont hatten. Er lebte noch, als das Spital evakuiert wurde, und befand sich, als ich ihn das letzte Mal sah, ganz zufriedenstellend wohl.

Noch will ich einen Fall erwähnen, der zur Illustration dienen soll, wie die heldenmütigen Seressaner (Rotmäntler) mit ganz unschuldigen Menschen verfuhren, die keine Waffe in der Hand gehabt und nur die Pflichten ihrer dienenden Stellung erfüllt hatten. Es betraf das einen Pferdewärter des Pferdehändlers Straß, der in der Czerningasse einen Stall und Wagenschuppen hatte. Der Wärter, ein alter, schwacher, gebrechlicher Mann, hielt in dem Schuppen Wache, er hatte im Schuppen auch seine Wohnung und seine Schlafstelle. Als die Kroaten, darunter auch einige von den berüchtigten Rotmäntlern, eindrangen, wurde alles nach versteckten Revolutionären durchsucht und in jedem Raume Nachschau gehalten. Da der Wärter nicht allsogleich, als sie mit den Gewehrkolben an das Tor des Schuppens schlugen, öffnete, endlich aber doch das Tor aufsperrte, waren sie in eine solche Wut geraten, daß sie ihn schrecklich zurichteten. Mit einem Handschar brachte ihm einer unter großer Gewaltanwendung von hinten nach vorne einen Hieb bei, als ob er ihm den Schädel vom Rumpfe trennen wollte, führte aber den Hieb nicht quer durch, sondern schief von oben nach abwärts in großem Zuge und etwas schief nach vorne, daß

dem Manne die Haut des Nackens von der Muskulatur tief in den Rücken hinein losgetrennt wurde, so daß ein großer, oben schmaler, unten immer breiter werdender Hautlappen, mit der Muskulatur gepolstert, über den Rücken hinunterhing. Eine fürchterliche, abschreckende Verwundung. Eine sehr mühsame, viel Zeit erfordernde Naht wurde angelegt. Als ich den Verwundeten zum letzten Male sah, hatte er nach Schüttelfröstеn starkes Fieber und der durch die Naht befestigte Lappen war teilweise brandig.

Bei der großen Visite am nächsten Tage, den 30. Oktober, wurde bei zwei Verwundeten die Amputation für notwendig erachtet: Eine Unterschenkel-Amputation und eine Oberarm-Amputation.

Ein junger Mann, Mobilgardist, klein, schwächlich, schlecht genährt, sehr nervös und ängstlich, mosaischer Religion, hatte einen Schuß durch das Fußgelenk mit Zerschmetterung der Knochen. Die Ärzte hielten nach damaliger Lehre der Chirurgie dafür, daß ein übler Ausgang nur durch die Amputation des Unterschenkels vermieden werden könne. Dieselbe wurde auch ohne Narkose gemacht, Äther und Chloroform, die ganz jungen Beglücker der dem Messer unterworfenen Menschheit, standen uns nicht zu Gebote, der arme Verwundete litt Unsägliches, was auch die Operation schwierig und langwierig machte. Noch tagelang gellten unsere Ohren von seinem Weh- und Jammergeschrei. Er wurde geheilt, und noch oft in späteren Tagen sah ich ihn in der Leopoldstadt. Von mitleidigen Menschen flossen dem Krüppel mit seinem Stelzfuß reichlich milde Gaben zu, und er war vergnügt und guter Dinge.

Der zweite Fall betraf einen herkulischen Mann, einen Kupferschmied, der einen Schuß durch das Ellbogengelenk erhalten hatte, und bei dem man sich auch zur

Absetzung des Oberarmes entschloß. Mit einem unbeschreiblichen Stoizismus, ohne einen Laut von sich zu geben, die Zähne zusammenbeißend, mit bleichen Wangen und leisem Beben bei Durchschneidung der Nerven, überstand er die grausame Prodezur. Von dem weiteren Verlauf ist mir in diesem Falle nichts bekannt geworden.

Bevor ich nach diesen Operationen um die Mittagszeit nach Hause ging, wollte ich in der Jägerzeile eine kleine Runde bis zur Ferdinandsbrücke machen; die von den Basteien geschützte Innere Stadt war von dem Militär noch immer nicht eingenommen. Als ich gegen die Stadt ging, erblickte ich in der Höhe des Leopoldstädter Theaters mitten auf der Straße etwas Ungewöhnliches: Eine Riesenkanone, ein Belagerungsgeschütz, so hoch wie der erste Stock von einem alten Vorstadthaus, und Kanoniere dabei. Die Kanone war gegen die Stadt und gegen den alten ehrwürdigen Stephansturm, der in die Mitte der Straße herblickt, gerichtet. Dieser Anblick benahm mir die Lust, meinen Rundgang fortzusetzen.

Als ich später bei meinen Eltern, die glücklich und voll Glück in ihre Wohnung zurückgekehrt waren, das Mittagmahl einnahm, erfolgte plötzlich ein Stoß, ein Schlag, ein Donner, daß das Haus in seinen Grundfesten erbebte, die Fenster klirrten und die ganze patriarchalische Tischgesellschaft nahe daran war, durch die Gewalt dieses Schusses und vor Schreck von den Stühlen zu stürzen. Das Belagerungsgeschütz auf der Straße vor dem Theater hatte einen Schuß abgegeben, dem Stephansturm einen Gruß zugesendet. Mit Angst erwarteten wir die Wiederholung der Explosion. Es blieb bei dem einen Schusse. Er sollte ja nur Angst und Lärm machen.

Von dem, der den einen anbefohlen hatte, sprachen wir nicht in guten Worten. Unnötig! Brutal! Barbarisch!

Ohne Wirkung auf den Hauptzweck, die Einnahme der Stadt. Lächerlich! Sogar mein schwarzgelber, kaisertreuer Vater fand das. Er war auf die Herrn Generale und auf seine geliebte österreichische Armee nicht gut zu sprechen. Er konnte manches nicht verstehen, es war ihm unbegreiflich, er war entschieden mit vielem unzufrieden. Er rekapitulierte oft: Wie konnte sich das Militär am 6. Oktober durch eine zusammengewürfelte Masse von Nichtsoldaten und Gesindel aus der Inneren Stadt austreiben lassen? Wie war es möglich, daß Latour den schmählichen Tod starb und nicht gerettet werden konnte? Wie war es erklärlich, daß das kaiserliche Zeughaus erobert werden konnte? Warum hat Auersperg am 6. Oktober sich nicht gleich daran gemacht, die Innere Stadt wieder in seine Gewalt zu bekommen. Soldaten hatte er, wie wir sahen, genug? Immer sprach er von seinem geliebten, angebeteten Erzherzog Karl: mit zwei Regimentern deutscher Soldaten und sechs Kanonen hätte er in ein paar Stunden alle Revolutionäre aus Wien hinausgejagt. Warum ist das Militär am 26. Oktober abends nicht eingerückt, als durch Stunden die ganze Leopoldstadt offen lag? Das wollte ihm am wenigsten einleuchten.

In späteren Tagen kam noch folgendes dazu: Warum beschießt man die schöne, alte, ehrwürdige Stadt, wie es die Türken gemacht haben und die Franzosen? Warum beschießt man des Kaisers Burg und setzt die größten, wenn verloren, unersetzlichen Schätze in Gefahr? Weil der Herr Windischgrätz am 31. Oktober Wien erobert haben muß? Wenn er zwei Tage, ohne einen Schuß zu tun, gewartet hätte, wären alle Tore offen gewesen. Überhaupt verfolgten die Herrn Generale entweder einen besonderen Zweck, oder sie hatten Furcht, hatten keine Idee, wie man eine revolutionäre Stadt bezwingt, wenn

noch dazu neunzehn Zwanzigstel der Bewohner dieser Stadt von Revolution nichts wissen wollen. Erobert mußte werden! Der große Feld= und Kriegszug durchgeführt!

So mein Vater; ich mußte ihm beistimmen.

Der Zustand der Verwundeten in unserem Spital war ein sehr ungünstiger und verschlimmerte sich mit jedem Tage. Es fehlte ja vom Anfang an alles, was ein Spital benötigt. Das Spital war ein wahres Notspital, ein Spital für die Not und in der Not. Für einen Teil der Verwundeten fehlte es an Bettstätten, sie mußten auf Stroh auf hartem Boden liegen. Es fehlte an Bettzeug, an Wäsche, Geschirren, an Geschirren sehr notwendiger Gattung, an Verbandstücken, Medikamenten Instrumenten usf. Bei der Überfüllung fehlte es an Luft, und da anfangs November kaltes, nasses Wetter eintrat, an Lüftung. Es fehlte ein geschultes Wartepersonal. Es fehlte an Speise und Trank. Wir hatten Mangel an Suppe, Wein, Kaffee und was wir hatten, wurde nur ganz unregelmäßig von wohltätiger Stelle: Gasthäusern, Kaffeehäusern, Privaten geliefert. Es fehlte die Hauptsache: Geld, und man konnte doch bei der wirklich aufreibenden Tätigkeit der Ärzte und ihrer Aufopferung nicht noch verlangen, daß sie auch Geld aus ihrem Sacke hergeben sollten. Vielleicht fehlte es ihnen selbst daran.

Dr. Bloch war daher sogleich nach dem Abschluß der Aufnahme von Verwundeten bestrebt, so schnell und so bald wie möglich die Ausleerung (Evakuierung) des Spitales, die Transferierung in andere Spitäler zu veranlassen. Es wurde auch sehr bald damit begonnen und dieselbe ohne Pause durchgeführt. Die Soldaten wurden ins Garnisonsspital, die übrigen Verwundeten zu den Barmherzigen Brüdern, ins Allgemeine Krankenhaus usw. und Viele auch in die Privatpflege zu ihren Angehörigen

oder Anverwandten gebracht. Viele Wunden waren brandig geworden. Pyämie zeigte sich, Schüttelfröste waren an der Tagesordnung. Im ganzen Hause des Spitales herrschte eine unerträgliche Atmosphäre, Geruch von Blut, Jauche, Urin, von faulendem menschlichen Feisch. Wochenlang brachte ich diesen Mißduft nicht aus meiner Nase, nicht aus meinen Kleidern.

Als der größte Teil unserer Belegung, es war das schon in der ersten Woche des Monats November, aus dem Spital transferiert war, verabschiedete ich mich von Dr. Bloch, bei dem ich so viel Interessantes gesehen, manches gelernt hatte, und der durch seine Güte, seine Liebenswürdigkeit und durch seinen Humor, der ihn auch in den schwersten Stunden nicht verließ, und durch die Freundlichkeit, daß er mich in seinem Spital zur Dienstleistung zugelassen, mich für immerwährende Zeiten zu großer Dankbarkeit verpflichtet hatte.

Druck von Friedrich Jasper in Wien.